1,50 DM / Band 132
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Der Todesnebel



Belgien F 28 / Frankreich F 3,80 / Italien L 750 / Luxemburg F 27 / Niederlande f 1,75 / Schweden kr 4,50 i.m. / Spanien P 65



Der Todesnebel

John Sinclair Nr. 132

von Jason Dark

erschienen am 13.01.1981

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Der Todesnebel

Zuerst wurde der Nebel überhaupt nicht wahrgenommen. Er lag ungefähr drei Meilen vor der Küste auf dem Meer und blieb auch dort.

Doch er löste sich nicht auf. Auch nach Tagen nicht – im Gegenteil, er wurde dichter. Und er wanderte auf die Küste zu.

Langsam, stetig und unheimlich rollte die gewaltige Wand voran, bereit, unsagbares Grauen zu verbreiten.

Und niemand hielt den Todesnebel auf…

Die Nudel blieb mir fast im Halse stecken, als die blechern klingende Lautsprecherstimme durch die Kantine hallte.

»Oberinspektor Sinclair bitte sofort zum Chef. Oberinspektor Sinclair bitte sofort zum Chef!«

Ich warf die Papierserviette neben den Teller und fluchte. Wenn sie auf diese Art und Weise eine Durchsage loswurden, brannte es mal wieder. Ansonsten riefen sie nämlich an.

Ich warf einen letzten, aber nicht bedauernden Blick auf die Nudeln, sie hatten mir nicht geschmeckt und die Soße noch weniger.

Dann lief ich zum Lift.

Viele Kollegen sahen mir grinsend nach und schaufelten weiter.

Eine Bedienung flötete noch: »Soll ich Ihnen Ihr Essen warmhalten, Oberinspektor?«

»Nein, schenken Sie es Ihrem Hund. Aber der wird es wahrscheinlich nicht vertilgen, weil er verwöhnter ist als wir.«

Ihren beleidigten Gesichtsausdruck konnte ich nicht mehr sehen, denn ich hatte die Aufzugtür bereits in der Hand.

Es war der schnelle Lift, der Magenhochjubler, wie einige Kollegen sagten. Mir kamen die Nudeln auch hoch, als er anfuhr, wenige Sekunden später jedoch befand ich mich bereits an meinem Ziel. Lautlos glitt die Sperrwand zur Seite, und ich stieß die Tür auf.

Bis zu Powells Büro waren es nur ein paar Schritte. Ohne zu klopfen, stürmte ich durch das Vorzimmer gegen das Allerheiligste an.

Sir James Powell hockte hinter seinem Schreibtisch wie ein angriffslustiger Wolf. Aber von Wölfen hatte ich die Nase voll. Daran wollte ich gar nicht denken. Mit dem rechten Zeigefinger tippte er auf das Deckglas seiner Uhr.

»Sie sind spät dran, John, sehr spät.«

Ich grinste. »Sie haben mich ja nicht früher rufen lassen. Darf ich mich setzen?« fragte ich.

»Nein!«

Himmel! Was war denn jetzt im Busch? So grantig hatte ich den Alten selten erlebt.

»Ist was, Sir?« erkundigte ich mich vorsichtig.

»Sie werden gleich wie eine Rakete loszischen, John«, sagte er zu mir. »Ich will Sie nur kurz einweihen.«

Nun, ich hörte zu.

»Es geschah in Lambeth«, begann Sir Powell. »Vor einer Stunde drehte dort ein 13jähriger Junge durch. Mit einem Gewehr erschoß er seinen Vater und bedroht seitdem seine Mutter. Diese hatte aber noch die Polizei alarmieren können. Die Beamten haben das Haus umstellt, wagen jedoch nicht, einzugreifen. Wie Ihr Freund Bill Conolly davon erfahren hat, weiß ich auch nicht, will es auch gar nicht wissen, auf jeden Fall steckte er plötzlich mittendrin, und nicht nur das. Es gelang

ihm sogar, auf irgendeine tollkühne Art und Weise zwei Fotos zu schießen.«

Ich grinste. »Bill ist eben etwas Besonderes.«

»Vielleicht.«

»Wo ist Bill jetzt?«

»Wieder am Ort des Verbrechens.« Sir James hustete trocken.

»Aber deshalb habe ich Sie nicht herkommen lassen, John. Es geht um die Fotos. Hier, sehen Sie.«

Er gab mir die erste Aufnahme.

Bill hatte wirklich gut geknipst, da mußte ich meinem alten Spezi schon ein Kompliment machen. Er hatte schräg in die Wohnung blicken können. Ein Mann lag am Boden. Wahrscheinlich der Vater. In der Nähe der Tür saß eine grauhaarige Frau mit dem Rücken an der Wand. Ihr Gesicht war von Angst und Entsetzen gezeichnet. Kein Wunder, denn sie blickte in die Mündung des Gewehres, das der Junge in der Hand hielt.

Ich reichte Sir James das Foto zurück.

»Was sagen Sie dazu, John?«

»Nichts.«

»Gut, dann gebe ich Ihnen das zweite.«

Er reichte mir auch diese Aufnahme. Ich drehte sie um und schaute auf die Hochglanzseite.

Bill hatte sich wirklich Mühe gegeben. Fast das gleiche Motiv hatte er geknipst, nur eine Veränderung war auf dem Bild zu sehen.

Der Junge hatte sich gedreht, schaute praktisch in die Kamera.

Ich sah sein Gesicht und hatte das Gefühl, von einem Keulenschlag getroffen zu werden.

Der erst 13 Jahre alte Junge hatte das Gesicht eines uralten Greises, einer Mumie…

***

Langsam ließ ich das Foto sinken.

Sir James Powell räusperte sich. »Wissen Sie nun, warum ich Sie habe holen lassen?«

»Ja.« Mein Blick glitt in unwegbare Fernen, dann riß ich mich zusammen.

»Fahren Sie hin. Sofort«, sagte der Superintendent. »Sie finden Bill Conolly sicher noch am Einsatzort. Hier ist die Adresse.« Er gab mir einen Zettel.

Ich steckte ihn ein. Ein Junge mit dem Gesicht einer Mumie. Wie war das möglich? Es war müßig, darüber nachzudenken und jetzt schon nach einer Lösung suchen zu wollen, ich mußte mir die ganze Sache einmal anschauen.

Wieder im Lift, las ich die Adresse. Der Junge wohnte in Lambeth,

dicht an der Grenze zu Vauxhall. Keine sehr vornehme Gegend, aber auch nicht die allerschlechteste. Glasshouse Walk hieß die Straße. Ich steckte den Zettel ein und verließ den Lift. Er hatte mich direkt bis in die Tiefgarage des Yard gebracht, wo auch mein Bentley stand.

Wenige Sekunden später saß ich im Auto und startete. Die lange Schnauze des Wagens schoß aus der Ausfahrt, ich sah eine Lücke und reihte mich in den Verkehr ein.

Ich fuhr in Richtung Themse, hielt mich dabei etwas südlich, um auf die Vauxhall Bridge Road zu kommen.

Zum Glück geriet ich in keinen Stau und kam auch gut über die Brücke. Am Ostufer der Themse sah ich die großen Öltanks, die im Zeichen der Energiekrise bis zum Rand gefüllt waren, als eiserne Reserve. In dieser Gegend befand sich viel Industrie. Kurz vor dem Bahnhof bog ich nach links auf die breite Uferstraße, Albert Embankment genannt. Fünf Minuten später erreichte ich die Straße.

Glasshouse Walk.

Rechts ab.

Schon als ich einbog, fiel mir das Blaulicht auf. Etwa hundert Yards entfernt standen die Wagen. Davor staute sich der Verkehr.

Die Fahrer waren ausgestiegen und starrten zu den Polizeifahrzeugen hin, wobei sie heftig diskutierten.

Es war schwer, durchzukommen, deshalb machte ich aus der Not eine Tugend und fuhr über den Gehsteig.

Das ging so lange gut, bis mir zwei Cops mit wütenden Gesichtern entgegenliefen.

Ich stoppte, drückte auf den Knopf, und die Scheibe surrte nach unten.

»Was erlauben Sie sich?« wurde ich angeschrien. »Sie können hier nicht herfahren. Sie…«

Ich hielt den Männern meinen Ausweis entgegen.

Sie wurden sofort freundlicher und entschuldigten sich. Ich konnte sogar noch einige Yards weiterfahren, bis fast vor das Nebenhaus. Dort stieg ich aus.

»Im wievielten Stock ist es passiert?« fragte ich.

»Im letzten.«

Ich schaute am Haus hoch. Die Fassade sah ziemlich grau aus.

Die industrielle Umwelt hatte hier ihre Spuren hinterlassen. Sämtliche Fenster waren geschlossen. Hinter den Scheiben allerdings sah ich die neugierigen Gesichter der Hausbewohner.

»Gibt es eine Möglichkeit, ungesehen in die Etage zu gelangen?«

»Kaum.«

»Was heißt das?«

»Sie könnten es an der Rückseite versuchen, Sir!«

Ich nickte und sprach nach einer Weile weiter. »Ich habe Fotos

gesehen, die von einem Reporter geschossen worden sind. Wo kann ich Mr. Conolly finden?«

»Im Streifenwagen!« knirschte der Bobby. »Wir haben ihn festgehalten, Sir.«

»Ich will sofort mit ihm reden.«

»Jawohl, Sir.«

Wir steuerten den Wagen an. »Hat sich inzwischen etwas an der Lage verändert?« wollte ich wissen.

»Nein!«

Das war gut. Die Polizei hatte zahlreiche Beamte anfahren lassen, um die Neugierigen wegzudrängen. Bill Conolly sah mich schon, und er winkte.

Der Bobby öffnete die Tür.

»Endlich, John!« rief mir Bill entgegen. »Die Kameraden hier haben mir die Kamera abgenommen und halten mich fest!«

»Jetzt nicht mehr«, grinste ich.

Einem Sergeant machte ich klar, daß ich Bill Conolly als Unterstützung brauchte.

Der Reporter konnte aussteigen.

»Ich habe deine Fotos gesehen.«

Bill grinste. »Das war gut. Dann haben die Beamten doch schnell geschaltet.« Er klopfte sich eine Zigarette aus der Packung. »Auch einen Glimmstengel?« Ich schüttelte den Kopf.

»Wie sieht es aus?« wollte ich wissen.

Bill ließ den Rauch aus dem linken Mundwinkel strömen. »Ich war zufällig hier, weil ich diese Straße fotografieren wollte. Die Stadt will die Häuser abreißen und andere hinsetzen. Die Bewohner wehrten sich. Du weißt ja Bescheid. Ich wollte einen Bericht machen, war in dem Haus, als die Schüsse fielen. Du kennst mich ja, ich war sofort am Ball, und es gelang mir, von der Rückseite her eine Aufnahme durch das Fenster zu schießen. Zweimal schaffte ich es.«

»Hast du die Bilder schon gesehen?«

Bill schüttelte den Kopf. »Nein, die wurden erst bei euch entwickelt. Aber ich sah den Jungen.« Seine Stimme klang plötzlich belegt.

Ich nickte.

»Hast du schon eine Erklärung, John?«

»Nein.«

»Aber es ist doch dein Fall?«

»Wahrscheinlich.«

»Okay, dann bin ich wieder mit von der Partie.«

Für einen kurzen Moment huschte ein flüchtiges Grinsen über meine Lippen. Das war der echte Bill Conolly. Wie ein Bluthund, der eine Spur entdeckt hatte. Dabei lag es erst knapp zwei Wochen zurück, als er mit Suko zusammen versucht hatte, mich aus der Klinik des Mr.

Mondo zu befreien. Sie hatten es nicht geschafft, ich war zu einem Werwolf geworden, und nur ein Blutaustausch hatte mich gerettet.

An diesen Fall und an Lupina, die Königin der Wölfe, wollte ich nicht mehr erinnert werden. Es war einer der schlimmsten meiner bisherigen Laufbahn gewesen.

»Wie kommen wir zur Rückseite?« fragte ich Bill.

»Ich zeig's dir.«

Leider gab es zwischen den einzelnen Häusern keine Einfahrten.

Wir mußten durch den Flur. Er war von Polizisten besetzt.

»Hat sich etwas getan?« fragte ich.

Kopfschütteln.

Ich nickte. Mit Bill ging ich zum Hinterausgang. Die Tür knarrte, als wir sie aufzogen.

Im Hof sah es ähnlich aus. Nur hockten die Beamten dort in sicherer Deckung. Hinter Mülltonnen, einem Auto und einem einsam dastehenden Baum.

Wir blieben im toten Winkel stehen, eingerahmt von zwei Beamten in Zivil.

Ich kannte die knochenharten Typen. Sie gehörten zur Einsatzgruppe der Terroristenbekämpfung und waren ausgezeichnete Scharfschützen.

Ich sah aber auch die Feuerleiter und die Gitterbalkone. Diesen Weg konnte ich nehmen.

Die harten Typen hatten etwas dagegen. Arrogant wurde ich angefahren, mich wieder zurückzuziehen.

Ich lächelte kalt. Auf meinen Sonderausweis bilde ich mir normalerweise nichts ein, aber jetzt zeigte ich ihn vor. Und plötzlich wurden auch die Typen stumm.

»Wenn Sie unbedingt wollen, aber wir übernehmen keinerlei Verantwortung.«

»Das brauchen Sie auch nicht.«

»Und ich?« fragte Bill.

»Bleib du hier.«

Bill machte zwar ein beleidigtes Gesicht, er fügte sich jedoch und sah das Notwendige ein.

Ich schaute an der Leiter hoch. Vertrauenserweckend sah sie nicht aus, aber sie hatte Bill ausgehalten, sie würde unter mir ebenfalls nicht zusammenbrechen.

Ich sprang hoch, bekam die unterste Sprosse soeben zu fassen und zog mich mit einem Klimmzug höher. Das geschah unter den beobachtenden Augen der Scharfschützen.

Die erste Plattform war nicht weit entfernt. Ich hockte mich dort nieder und blickte nach oben.

Bill hatte mir die beiden Fenster gezeigt, hinter denen die Wohnung lag. Vor einem Fenster sah ich einen Gitterbalkon. Ich nahm an, daß

zum Balkon eine Tür führte.

Vorsichtig kletterte ich weiter. Die Feuerleiter schwankte immer dann, wenn ich mein Gewicht verlagerte. Hin und wieder ächzte sie in der Verankerung, dann rieselte Mörtel dem Boden entgegen oder Rost.

Drei Plattformen mußte ich hinter mich bringen, um mein Ziel zu erreichen. Ich hoffte, daß der Junge nicht vorher durchdrehte und irgendwie Amok lief. Auch die Scharfschützen sollten sich mit ihren Kugeln zurückhalten.

Drei Stockwerke schaffte ich, dann befand sich der Balkon mit mir in gleicher Höhe. Zum Glück war ich von der Wohnung aus gesehen im toten Winkel hochgeklettert. Wenn der Junge mich sehen wollte, mußte er erst auf den Balkon klettern.

Etwa zwei Yards hatte ich zu überbrücken.

Eine Distanz, die zu schaffen war.

Ich schaute nach unten. Obwohl ich mich nicht sehr hoch über dem Erdboden befand, war es doch ein wenig komisch, hinunterzusehen. Sehr klein kamen mir die im Hof versammelten Beamten vor. Wenn ich stürzte, war nichts mehr zu machen.

Mal sehen.

Mit einer Hand hielt ich mich an der Leiter fest, dann beugte ich meinen Oberkörper zum Balkon hin vor. So weit es ging, streckte ich den Arm aus und berührte mit den Fingerspitzen das Gitter.

Es mußte klappen.

Welche Waffen trug ich bei mir? Da war erst einmal die Beretta und natürlich das Kreuz. Ich holte es hervor und ließ es offen vor meiner Brust baumeln. Die Beretta konnte ich sowieso sehr rasch ziehen.

Noch eine Idee machte ich mich länger. Dann hatte ich den Handlauf umklammert.

Abstoßen!

Für einen Moment schwebte ich nur an einer Hand hängend in der Luft. Ich hatte das Gefühl, mein Arm würde mir aus der Schulter gerissen, doch dann konnte ich nachfassen und hing jetzt wie ein Reckturner am Handlauf des kleinen Balkons.

Wieder ein Klimmzug.

Im Hochkommen sah ich, daß eine Gardine zur Hälfte vor der Balkontür hing. Die andere Scheibe war frei und gestattete mir einen Blick in das Innere der Wohnung.

Ich schwang die Beine über den Handlauf. Zuerst das rechte, dann das linke.

Im Schutz der Gardine hockte ich auf dem kleinen ovalen Balkon.

Hindernis Nummer eins war überwunden.

Durch die Stäbe peilte ich in den Hof. Die Beamten verhielten sich ruhig. Vielleicht vor Staunen, weil sie wohl selbst nicht damit gerechnet hatten, daß ich es schaffen würde.

Ich winkte ihnen beruhigend zu und schraubte mich vorsichtig in die Höhe.

Hören konnte ich nichts, sehen ebenfalls nichts. Als ich einen halben Schritt weiterging, schaute ich durch den freien Teil der Scheibe in das Zimmer.

Was ich sah, gefiel mir gar nicht.

Die grauhaarige Frau hockte in einem zerschlissenen Sessel. Die Hände hatte sie um die Lehnen gekrallt, auf ihrem Gesicht spiegelte sich die Angst wider. Die Züge wirkten wie eingefroren.

Neben dem Sessel lag der Tote. Die Kugel hatte ihn in die Brust getroffen. Der alte graue Pullover war blutgetränkt. Das Gesicht des Mannes zeigte eine leichenblasse Farbe. In den Augen las ich noch den Schrecken, den er in den letzten Sekunden seines Lebens durchgemacht hatte.

Der Junge wandte mir den Rücken zu. Trotzdem sah ich das Gewehr. Er hielt es mit beiden Händen umklammert.

Ich trat wieder zurück und schaute mir die Tür an. Sie war fest verschlossen. Wenn ich etwas unternehmen wollte, mußte ich durch die Scheibe.

Keine angenehme Vorstellung.

Hier oben war es windig. Meine Haare wurden aufgewühlt, doch die äußeren Bedingungen spürte ich nicht. Ich konzentrierte mich voll auf meine Aufgabe.

Sie war schwer genug!

Die Frau schaute genau auf die Scheibe. Sie mußte mich eigentlich sehen, als ich wieder vortrat.

Mit der rechten Hand nahm ich das Kreuz, streifte die Kette über den Kopf und behielt es in der Hand. In die Linke nahm ich die Beretta.

Damit winkte ich auch.

Jetzt sah mich die Frau, und ihr Gesichtsausdruck veränderte sich schlagartig.

Aus dem Entsetzen wurde ungläubiges Staunen. Hoffentlich reagierte sie richtig und drehte nicht durch, denn dann war alles vorbei.

Die Frau schrie nicht, sie starrte nur auf mich, wobei ihre Augen noch größer wurden.

Ich legte meinen rechten Zeigefinger gegen die Lippen, und sie verstand dieses international bekannte Zeichen.

Dann zuckte sie zusammen. Ich nahm an, daß ihr Sohn sie angesprochen hatte. Hören konnte ich nichts.

Ich überlegte noch, wie ich am besten in die Wohnung eindringen und den Jungen mit dem Greisengesicht überraschen konnte, als das Schicksal mir die Entscheidung abnahm.

Der Junge wirbelte plötzlich herum. Instinktiv schien er gespürt zu haben, daß etwas nicht stimmte.

Jetzt sah er mich.

Ich schoß nicht. Wir starrten uns an, und die Mündung des Gewehres zeigte nicht auf mich, sondern zu Boden.

Sofort hob ich mein Kreuz.

Es befand sich in seiner Gesichtshöhe, er mußte es einfach ansehen, und ich schaute in sein Gesicht.

Es sah wirklich schrecklich aus.

Die Haut schimmerte grau, war rissig und eingefallen, erinnerte mich an alten Stein. Die Mundwinkel hingen lappig herab, das Kinn wuchs nach hinten und zeigte zahlreiche Falten.

Wirklich wie eine Mumie…

Nur die Augen lebten. Sie waren von einer erschreckenden Kälte.

In ihnen wohnte das Böse.

Er schoß nicht, dafür saugte sich sein Blick an dem Kreuz fest.

Und plötzlich verzerrte sich sein Gesicht. Es schien, als hätte er ungeheure Qualen auszustehen, er wankte zurück, und ich bekam die Chance, die Tür einzutreten.

Mit dem rechten Fuß hämmerte ich gegen das Glas.

Splitternd ging die eine Hälfte der Balkontür entzwei. Ein wahrer Scherbenregen prasselte zu Boden, und mit den Scherben kam ich.

Ich sprang geduckt über den Türrand hinweg und jagte in das dahinterliegende Zimmer.

Ein schrecklicher Schrei empfing mich.

Der Junge hatte ihn ausgestoßen, während seine Mutter schreckensstarr im Sessel hockte.

Der Junge mit dem Greisengesicht war bis an die Wand zurückgewichen. Er konnte seinen Blick nicht mehr von meinem Kreuz lassen, es schien, als würde er von diesem Anblick magisch angezogen.

Aus den Augenwinkeln bekam ich mit, daß sich die Mutter erheben wollte. Ich zischte: »Bleiben Sie sitzen!«

Sie fiel wieder in den Sessel zurück.

Noch hielt der Junge das Gewehr, und noch war ich nicht aus der Gefahrenzone, aber ich glaubte plötzlich nicht mehr daran, daß er sein Gewehr gegen mich einsetzen wollte.

Mein Kreuz hinderte ihn daran.

Es hatte sich ein wenig erwärmt, strahlte allerdings nicht auf, sondern bannte den Jungen mit unsichtbaren Kräften.

Ich schritt noch näher.

Polternd fiel die Waffe zu Boden. Sie war ihm aus den Händen gerutscht.

Jetzt befand ich mich in einer noch besseren Position.

»Gib auf«, flüsterte ich, »gib auf…«

Er streckte seinen rechten Arm aus und spreizte die Hand.

»Weg!« keuchte er. »Geh weg!« Dabei bewegte sich sein Kinn, und ich

sah plötzlich etwas Grauenhaftes.
Von seinem Gesicht fielen Stücke ab.
Wie kleine, graue Steine klatschten sie zu Boden. Es begann am Kinn, erreichte die Wangen, die Nase, bröckelte an der Stirn, die Augen fielen heraus, die Ohren – alles!
Zum Schluß rieselte nur noch Staub zu Boden, und langsam kippte der kopflose Körper um.
Schwer schlug er zu Boden.
Das kalte Grauen nagelte mich auf der Stelle fest. So etwas hatte ich noch nie in meinem Leben gesehen, und verdammt noch mal, ich hatte viel mitgemacht.
Doch das war schlimm.
Auch die Frau hatte es gesehen. Sie stierte mit einem Blick auf ihren Sohn, den ich nie vergessen würde.
Und dann begann sie zu schreien.
Sie schrie sich in einen Krampf hinein. Dieses gellende Geräusch trieb mir einen Schauer über den Rücken. Ich verpaßte ihr zwei Schläge ins Gesicht.
Das Schreien verstummte, die Frau sank im Sessel zusammen.
Weinend blieb sie hocken.
Ich aber trat auf den Balkon und machte ein Zeichen, daß alles in Ordnung sei. Dann bat ich den Einsatzleiter, einen Arzt und Bill Conolly zu mir hoch.
Danach zündete ich mir eine Zigarette an, und meine Hände zitterten.

***

Sie waren alle entsetzt.
Der Einsatzleiter, ein Mann, der sich Smith nannte, Bill Conolly und der Arzt.
Er hatte der Frau eine Spritze zur Beruhigung gegeben. Sie war jetzt regelrecht in Lethargie gefallen. Dabei wollte und mußte ich mit ihr reden, denn nur sie konnte mir über das Schicksal ihres Sohnes Auskunft geben.
Über den Toten hatten wir eine Decke gelegt. Vom Kopf war nur Staub geblieben. Wir hatten ihn zusammengefegt, eine verdammt makabre Arbeit.
Smith, ein Mittvierziger von bulliger Gestalt, kaute auf einer Zigarre herum und schaute mich scharf an.
»Da werden Sie verdammt viel zu erklären haben, Sinclair«, motzte er mich an.
»Sicher.« Ich lächelte. »Nur Ihnen nicht. Sie haben meinen Ausweis gesehen, Smith, und wissen, was Sie davon zu halten haben. Es wird nicht Ihr Fall sein. Kraft meines Amtes weise ich Sie jedoch auf die

Schweigepflicht hin, der Sie unterliegen.«
»Wie meinen Sie das?«
»Kein Wort zu Reportern oder anderen Außenstehenden. Wenn dieser junge Mann abtransportiert wird, ist alles in Ordnung. Okay?«
»Gut.«
»Sollten Sie mir nicht glauben wollen, dann setzen Sie sich bitte mit Superintendent Sir James Powell in Verbindung. Er wird Ihnen alles weitere sagen.«
Ich konnte diese Lippe riskieren, denn bei meinem Chef hatte ich volle Rückendeckung.
Für den Arzt galt das gleiche. Er war ein noch junger Mann mit schmalen Schultern und einer fahlen Haut. »Ich lasse Ihnen ein paar Tabletten hier. Die Patientin soll jeweils zwei pro Tag einnehmen.«
»Danke, Doc.«
Smith besorgte eine Bahre. Darauf wurde der Tote mitsamt der Decke gelegt und abtransportiert.
Ich hockte mich auf die Couch. Bill blieb am Fenster stehen. Er sog an seiner Zigarette und schaute ins Leere.
Die Frau hieß Edith van Årssen. Sie war aus den Niederlanden eingewandert. Ihren Mann hatte sie vor zwei Jahren verloren, soviel wußte Bill durch Befragung der Hausbewohner. Nie war der 13jährige Phil negativ aufgefallen, bis zum heutigen Tag.
Und das mußte einen Grund haben, den ich herausfinden wollte.
Mit welchen Mächten war der Junge zusammengetroffen? Edith van Årssen hob den Kopf.
Ich lächelte ihr zu und fragte: »Sind Sie in der Lage, mir einige Fragen zu beantworten?«
Sie nickte.
»Es tut mir leid, was da mit Ihrem Sohn geschehen ist«, begann ich. »Aber wir können es nicht mehr ändern. Ich will jedoch herausfinden, warum er sich verwandelt hat, damit ich diejenigen, die eine Schuld daran tragen, bestrafen kann. Wollen Sie mir dabei helfen?«
Die Frau nickte.
»Haben Sie in der letzten Zeit Veränderungen bei Ihrem Sohn festgestellt?« wollte ich wissen.
»Nein.«
»Überlegen Sie genau. Mit wem hatte er Umgang gehabt? Was hatte er alles erlebt?«
»Er war immer hier!«
»Hatte er keine Freunde, mit denen er mal wegging? Vielleicht in eine Disco oder so?«
»Kaum. Und in letzter Zeit schon gar nicht.«
»Wieso?«
»Phil war gar nicht hier. Ich hatte ihn zu meiner Schwester an die

See geschickt.«

»Und wo ist das?«

»Der Ort liegt in Wales. Aberporth. Vielmehr in einem kleinen Dorf in der Nähe wohnt meine Schwester. Es heißt Grynexxa. Da war er eine Woche.«

Ich überlegte. Ausgerechnet Wales. Diese Provinz war für mich fast wie ein Ausland. Die Menschen waren anders, eigen, und zudem war Wales wie auch Schottland das Land der Sagen und Legenden.

»Wie lange war er da, sagten Sie?«

»Eine Woche.«

Ich warf Bill einen Blick zu. Der Reporter nickte nachdenklich. Er hatte wohl den gleichen Gedanken wie ich. Vielleicht sollten wir in Wales nachforschen.

»Und wann ist er zurückgekommen?«

»Gestern.«

»Ist Ihnen da etwas aufgefallen?«

»Ja. Er war stiller als sonst, und er hat auch im Schlaf gesprochen. So laut, daß ich es im Nebenzimmer hören konnte.«

»Was hat er gesagt?«

»Er redete von einem Nebel, der Angst verbreitet. Er würde kommen und alles fressen.«

»Sonst noch etwas?«

»Nein, Sir.«

Ein Nebel, der alles fraß. Vielleicht eine Spur? Ich wischte mir über die Stirn. »Aber gestern sah Ihr Sohn noch völlig normal aus, oder?«

»Ja. Das kam erst heute mittag. Urplötzlich schoß er dann um sich. Er traf meinen Bekannten und wollte auch mich umbringen.«

»Stimmt, Sie sagten ja, daß Sie Witwe sind.« Ich räusperte mich.

»Haßte er Ihren Bekannten?«

»Nein, sie verstanden sich gut. Es war so harmonisch.« Sie senkte den Kopf und begann zu weinen.

Ich wollte die Frau auch nicht länger mit Fragen quälen und erhob mich. Bill verstand die Geste. Er löste sich vom Fenster und schritt mit mir auf die Tür zu.

Ich sprach der Frau noch einmal mein Beileid aus und verließ gemeinsam mit meinem Freund die Wohnung.

Im Flur standen noch immer die Neugierigen. Wo die Polizei nicht mehr da war, drängten sie sich an der Tür und wichen nur zögernd zurück, als wir zur Treppe gingen.

»Was war denn?« fragte eine rothaarige Frau mit Lockenwicklerschmuck.

»Nichts, Madam. Nichts, was Sie interessieren könnte. Bitte gehen Sie wieder in ihre Wohnungen.«

Sie gingen nicht.

Bill und ich schritten die Treppe hinab. Die Holzstufen knarrten unter unserem Gewicht.

»Meinst du, daß dieser Nebel mit der Veränderung des Jungen zusammenhängt?« fragte mich der Reporter.

»Ich werde es herausfinden.«

»Nein, John, wir.«

Ich mußte lachen. »Gut, dann fahren wir eben zu dritt. Suko möchte ich gern dabeihaben.«

»Wir müssen schließlich auf dich achtgeben«, meinte der Reporter. »Nachher läuft dir noch eine Wölfin über den Weg, und du verliebst dich in sie.«

»Noch so einen kalten Witz, und wir haben Winter.«

Bill grinste. »Das dauert noch zwei Monate, aber der Fall kann nicht warten.«

»Damit hast du recht.«

***

Schon seit ewigen Zeiten donnerte die Brandung gegen die Felsen an der Steilküste. Und schon seit ewigen Zeiten brachte der Westwind Wolken, Regen und Schnee mit.

Es war ein wild romantisches, aber ein geheimnisvolles und düsteres Land, dieses Wales. Hier war die Geschichte noch lebendig, hier wurden Legenden Wirklichkeit, und die Menschen igelten sich vom übrigen Teil des Landes ab. Sie hatten ihre eigene Sprache, wenn sie unter sich waren. Dann redeten sie von Zauberern, Elfen, Trollen und Gnomen.

Doch seit einigen Tagen beherrschte nur ein Thema die Gespräche der Leute.

Der Nebel!

Wie eine Wand stand er auf dem Meer, etwa zwei bis drei Meilen vor der Küste, und er löste sich einfach nicht auf. Nicht durch den Wind oder durch den Regen. Es schien, als hätte ihn der Teufel persönlich auf der Oberfläche festgeleimt.

»Das ist etwas Böses«, warnten die Alten und falteten die rissigen Hände zum Gebet.

Jüngere Leute, sofern es sie noch gab und sie nicht ausgewandert waren, schoben die Nebelwolke der Verseuchung der Umwelt in die Schuhe. Sie glaubten, daß der Nebel durch irgendwelche Unterwasserarbeiten entstanden war.

Doch da war nichts.

Keine Industrie, kein Bohrturm reckte seine Stahlträger aus der Cardigan Bay. Es war alles normal, bis auf die Wolke.

Fischer hatten sie umfahren und auch ausgemessen.

Zwei Meilen breit, eine halbe Meile tief.

Hineingefahren war von den Einheimischen niemand. Nur ein 13jähriger Junge aus London, der bei seiner Tante zu Besuch weilte, wollte dieses Abenteuer eingehen.

Er war zurückgekommen und einen Tag später wieder abgefahren. Viel hatte er nicht erzählt, nur seinem neuen Freund Hayo hatte er ein paar Worte gesagt.

Der Nebel wäre anders gewesen, komisch, mehr wie Leim, und er hätte auch anders geschmeckt.

Diese Worte machten im Dorf die Runde, und man überlegte sich, was zu tun sei.

Der Bürgermeister war auf die Idee gekommen, die Polizei zu alarmieren, doch andere hatten ihn überstimmt. Man suchte Mutige aus den eigenen Reihen, die das Phänomen untersuchen sollten.

Zwei Männer meldeten sich.

Gard Layton und Billy Hook!

Zwei Fischer, die sich gemeinsam ein Boot gekauft hatten und damit auf Fang gingen.

Sie wurden allgemein bewundert, daß sie wagen wollten, in die Nebelwolke zu fahren.

Gard Layton war der Ältere. Er zählte 30 Jahre und glich vom Typ her einem Seewolf. Blondes, krauses Haar, breitschultrig gebaut, Pfeifenraucher, sonnenbraunes Gesicht.

Billy Hook war zwei Jahre jünger. Ein drahtiger schwarzhaariger Knabe mit Dynamit in den Fäusten. Er fürchtete weder die See noch seine Schwiegermutter, hatte aber Angst vor dem Teufel, wobei Layton immer meinte, zwischen dem Teufel und der Schwiegermutter gäbe es kaum einen Unterschied.

Sie wollten morgens hinausfahren, sobald der Frühnebel verschwunden war.

Die Wettermeldungen klangen gut. Erst gegen Abend sollte stärkerer Wind aufkommen. Die Menschen warteten schon auf die ersten Herbststürme. Bisher hatten sie sich in Grenzen gehalten.

Billy Hook nuckelte an seiner Pfeife. Die Glut wärmte seine Nase.

Der Fischer hatte die Hände tief in den Hosentaschen vergraben und schaute die mit rohem Pflaster bedeckte Straße hoch, die direkt zur Kirche und damit auch zum Zentrum des Ortes führte.

Von dort mußte Gard Layton kommen, aber dieser Junggeselle verschlief oft.

»Einmal drehe ich ihm noch den Hals um«, murmelte Billy Hook.

Dann kam der alte Zybbak. Er war schon über 80 und kannte die alten Zeiten noch. Neben Hook blieb er stehen.

»Wollt ihr wirklich fahren?« krächzte er mit seiner rauchigen Stimme.

»Ja.«

»Den Nebel hat der Teufel geschickt, mein Junge!«
»Woher weißt du das?«
»Das spüre ich in meinen Knochen.« Der alte Zybbak schob die blaue Schiffermütze in den Nacken. »So etwas habe ich in all den Jahren noch nie erlebt, das geht einfach nicht mit rechten Dingen zu. Glaube es mir, mein Freund.«
Hook hob die Schultern. »Wenn wir jetzt kneifen, stehen wir im Ort als Feiglinge da.«
»Ihr hättet erst gar nicht fahren sollen.«
»Das ist zu spät.«
»Leider, mein Junge, leider.« Der Alte schaute über den Hafen. Er lag in einer natürlichen kleinen Bucht. Davor wuchsen hohe Felsen aus dem Meer, die den größten Teil der Brandung abhielten, so daß es auch bei Sturm im Hafen ziemlich ruhig blieb.
Einige Schiffe dümpelten an der Mole. Meist Fischerkähne, keine modernen Yachten, diesen Flecken hatten die Playboys mit ihren Mädchen noch nicht entdeckt. Sie wären auch verscheucht worden.
»Bei Gard ist es ja nicht so schlimm, Billy, aber du bist verheiratet, hast eine junge Frau, und die willst du zur Witwe machen?«
»Davon hat keiner was gesagt.«
»Aber es wird eintreten, wenn ihr in die Wolke fahrt.«
»Hör doch mit dem Quatsch auf, Alter. Wir fahren, und damit ist die Sache erledigt.«
»Ich habe euch ja nur gewarnt.« Zybbak schüttelte bedächtig den Kopf. »So jung und schon so lebensmüde«, meinte er und ging schlurfend davon.
Billy Hook wollte ihm noch etwas nachrufen, doch da bog dicht an der Kirchenmauer eine Gestalt auf den Weg ein.
Es war Gard Layton.
Bedächtig schlenderte er näher. Als Billy Hook auf die Uhr schaute, grinste er nur. »So eilig werden wir es schon nicht haben. Was wollte eigentlich der alte Zybbak bei dir?«
»Uns warnen.«
»Wovor?«
»Ja, wovor wohl? Wir sollen nicht rausfahren. Der Nebel würde vom Teufel kommen, hat er gesagt.«
Gard verzog das Gesicht. »Normal ist er ja nicht.«
»Glaubst du auch daran?« fragte Billy.
»Nein, das nicht.«
»Aber?«
»Nichts. Laß uns abfahren.« Er deutete mit dem Daumen die Straße hoch. »Da stehen sie schon und schauen zu. Wir wollen sie nicht enttäuschen.«
In der Tat hatten sich am Ende der Straße einige Dorfbewohner

versammelt. Der alte Zybbak stand auch unter ihnen und redete.
Was die beiden jungen Männer vorhatten, war wirklich eine Sensation. So etwas hatte man in Grynexxa noch nie erlebt.
Gard und Billy gingen zu ihrem Boot. Es war ein stabiler Holzkahn. Versehen mit einem Segelmast und einem starken Motor, war er für die Küstenfischerei der geeignete Kahn. Das Steuerhaus neben der kleinen Kajüte befand sich am Heck, während der übrige Teil als Ladeeinrichtung diente. Mit Holzbohlen waren die einzelnen Kammern abgetrennt, in die die Fische geworfen wurden.
Das Netz lag zusammengelegt am Schiffsheck. Sie brauchten es heute nicht. Der Fischfang sollte erst am nächsten Tag wieder starten. Heute wollten sich die beiden Männer den Nebel anschauen und anschließend ihre Beobachtungen im Ort bekanntmachen.
Es war alles sorgfältig geplant worden. Segel wurden nicht gesetzt, der Kahn sollte mit Motorkraft bis an das Objekt herangebracht werden.
Gard Layton bewegte sich sofort auf das Heck des Bootes zu und verschwand im Ruderhaus. Der Eingang war so niedrig, daß er den Kopf einziehen mußte. Zwei rohe Holzstufen führten hinunter, dann stand er vor dem Steuerrad.
Eine Radaranlage hatte das Boot nicht. Sie war auch nicht nötig, da sich Layton und Hook sowieso nur im Bereich der Küste aufhielten.
Billy Hook blieb für einen Moment auf der Reling stehen. Er hob den rechten Arm, ein Zeichen, daß er die Leinen gelöst hatte.
Layton stellte den Motor an, und Hook sprang auf Deck. Der Motor tuckerte wie ein Oldtimer-Fahrzeug und kam erst langsam auf Touren. Nach einer Weile lief er endlich rund.
Die beiden Männer waren gut aufeinander eingespielt. Es bereitete Layton keine Schwierigkeiten, das Schiff von der Mole weg und in das freie Gewässer hineinzulenken.
Der Wind kam von Südwest, er trieb die Wellen gegen den Kahn, und der Motor brauchte mehr Kraft, um voranzukommen.
Wer den Hafen nicht kannte, hatte seine Mühe, ihn zu verlassen, denn die brandungshemmenden Felsen wuchsen unter Wasser weiter und breiteten sich dort aus. Sehr leicht konnte ein Boot mit seinem Kiel über die Felsen schrammen und aufgerissen werden.
Doch Gard Layton steuerte lässig den Kahn aus dem Hafen. Danach wurden die Wellen stärker. Sie hoben den Bug an, der sich ein wenig schwerfällig wieder senkte. Spritzwasser gischtete über, quirlte in die Ablaufrinnen und vereinigte sich wieder mit dem Meer.
Beide Männer behielten die Nebelbank im Auge. Und Billy Hook hatte plötzlich das Gefühl, als würde der Nebel sich bewegen und wandern.
Er lief zum Ruderhaus hinüber, wo Gard Layton ihn fragend

anschaute. »Ist was?«

Hook nickte. »Ich meine, der Nebel wäre näher an Land gekommen.«

»Unsinn.«

»Doch.«

»Das kann alles leicht täuschen«, sagte Layton, griff aber trotzdem zum Glas und schaute durch.

»Nun?« fragte Billy Hook gespannt.

»Kann man nicht so sagen.«

»Du würdest es aber auch nicht abstreiten.«

»Nein, nicht so direkt.«

»Dann stimmt etwas nicht.« Hook war von seinen Worten überzeugt.

»Und was, bitte?«

»Wenn der Nebel, der ja schon einige Tage vor der Küste liegt, bisher nicht gewandert ist, warum ausgerechnet heute? Kannst du mir das sagen?«

»Vielleicht ist er vorher auch gewandert, und wir haben es nur nicht gesehen.«

»Ich traue dem Braten nicht. Am liebsten, Gard, würde ich wieder umkehren.«

Layton lachte. »Warum das denn? Hat dich die Rederei des Alten verrückt gemacht?«

»Nein, aber dieses Wandern.«

»Es steht doch noch gar nicht fest, zum Teufel.«

»Mit dem Teufel hat es sicherlich was zu tun«, bemerkte Billy Hook.

»Ach, hör auf.«

Billy warf einen Blick zurück. Sie hatten die Hafeneinfahrt längst passiert, die Küste blieb hinter ihnen zurück und auch das Dorf. Er fühlte sich plötzlich unwohl. Diese grauweiße Wand da auf dem Meer bereitete ihm körperliches Unbehagen. Billy warf einen Blick auf seinen Freund.

Gard Layton stand ruhig am Steuer. Nichts in seinem Gesicht regte sich. Er schien überhaupt nicht nervös zu sein. Es war auch alles abgesprochen. Sie wollten die Nebelwand durchfahren. Und zwar zweimal. Auf der Hinfahrt an der Ostseite und auf der Rückfahrt auf der Westseite. Das hatten sie sich vorgenommen.

Layton lachte plötzlich, und Billy Hook schaute ihn verwundert an. »Was ist los?«

»Ich amüsiere mich über deine Angst. Wirklich, du bist doch sonst keine Memme.«

»Ich habe auch noch nie solch eine Nebelwand gesehen.«

»Ja, ja, schon gut.« Wenn Layton so redete, war für ihn das Thema erledigt, das wußte auch Hook.

Er sprach auch nicht mehr weiter, doch die Angst vor dem Nebel blieb. Je näher sie herankamen, um so bedrohlicher wurde er. Aus der

Ferne hatte er wie eine kleine grauweiße Wand ausgesehen, die über dem Wasser lag, aber jetzt war die Wand gewachsen, sogar ziemlich hoch geworden.

Sie kam ihm vor wie ein Gebirge. Und sie stand nicht still. In ihr wogte und wallte es, pulsierte unruhig hin und her, bildete dicke Schlieren und Streifen, die wellenförmig aufeinander zuliefen.

Auch war das Meer hier ruhiger. Kein Seewasser gischtete mehr über, das Schiff fand wirklich eine fast glatte See vor.

Und noch etwas fiel Billy Hook auf.

In der Luft flogen keine Vögel. Nicht eine Möwe war zu sehen.

Nur in der Ferne zogen sie ihre Kreise. Es schien, als hätten sie Angst, sich der Nebelwand zu nähern.

Billy Hook schlug mit der rechten Faust auf seine linke offene Handfläche. »Du kannst mir sagen, was du willst, Gard, aber hier stimmt etwas nicht.«

»Hör doch auf, Mensch.«

»Sieh doch mal raus.«

»Das mache ich die ganze Zeit, falls es dir nicht aufgefallen sein sollte.«

»So meine ich das nicht. Nicht ein Vogel begleitet unsere Fahrt, wo doch sonst die Möwen auf Deck herumsitzen.«

»Wir haben auch keine Fische geladen.«

»Heiliger Klabautermann, du willst dich einfach nicht überzeugen lassen.«

»Und du bist ein abergläubischer Narr«, sagte Gard. »Jetzt laß mich in Ruhe, ich muß mich konzentrieren.«

Billy Hook hob nur die Schultern. Er drehte sich um und warf einen abschiednehmenden Blick dem Land entgegen. Der Kirchturm war noch deutlich zu erkennen. Billy hatte das Gefühl, als würde von ihm eine stumme Warnung ausgehen, doch nicht weiterzufahren. Aber da ließ der Steuermann nicht mit sich reden.

Im Gegenteil, er war guter Dinge. »Bald haben wir's«, sagte er, nahm die Hände vom Ruder und blies gegen seine Knöchel.

»Wollen doch mal schauen, was dieser verdammte Nebel wirklich ist. Der Junge hat ja nichts gesagt.«

»Wie es ihm wohl geht?« murmelte Billy.

»Was?«

Hook wiederholte seine Frage.

»Kann ich doch nicht riechen.«

»Er ist ziemlich plötzlich abgereist«, sagte Billy. »So ohne Übergang, weißt du.«

»Vielleicht war er es leid.«

»Oder es hing mit dem Nebel zusammen.«

Gard Layton atmete tief durch. »Jetzt übertreibst du wirklich. Wäre

ich ein anderer Typ, könntest du mich noch mit so was nervös machen. Mann, Junge, bleib auf dem Teppich.«

»Sicher, Gard, sicher.« Billy Hook schaute nach vorn. Haushoch schien die Nebelwand vor ihnen aufzuragen. Sie verdeckte alles.

Selbst den Blick zum Himmel nahm sie. Das Wasser gurgelte und schmatzte, drehte Kreisel und bildete Strudel. Um das Schiff herum schien es von tausend Händen aufgewühlt zu werden.

»Achtung, gleich ist es soweit!« sagte der Steuermann.

Er hatte recht. Im nächsten Augenblick stach der Bug des Schiffes in die Nebelwand.

Billy Hook war leichenblaß geworden. Er schluckte. Sein Adamsapfel tanzte auf und nieder. Seine Hände waren ineinander verkrampft, die Lippen murmelten ein Gebet aus der Kinderzeit, weil ihm ein anderes nicht einfiel.

Er ahnte das Böse, er wußte, daß es vorhanden war, doch er konnte nichts dagegen tun.

Der Nebel verschluckte das Schiff.

»Und jetzt heißt es aufpassen«, sagte Gard Layton. Auch ihm war nicht wohl zumute, denn er konnte ebenfalls nichts sehen. Die weißgrauen Schlieren waren überall, und sie waren dicht. Nicht einmal der Mast hob sich aus der Brühe ab.

»Verdammt, verdammt, ob wir da jemals wieder rauskommen?«

Hook war ein Pessimist.

»Klar, wir brauchen nur den Kurs zu halten. Und Felsen gibt es hier nicht mehr.«

»Du hast Nerven, Gard.«

»Die brauche ich auch bei dir.« Layton zog die Nase hoch. »Übernimm du mal, ich schaue mich ein wenig auf Deck um.«

»Aber sei vorsichtig«, warnte Billy.

An der Tür drehte Layton sich um. »Weshalb? Wir sind doch hier auf dem Schiff.«

»Nur so.«

Layton lachte mit blitzenden Zähnen und verschwand. Nach zwei Schritten schien sich seine Gestalt aufzulösen.

Billy Hook war allein. Allein mit seiner Angst und seinen Gedanken. Hart hielt er das Ruder umkrampft. Seine Zunge fuhr über die spröden Lippen, die Augen tränten fast vor Anstrengung, weil er so sehr in die graue Suppe starrte.

Er stand wie unter Strom. Lauschte auf jedes Geräusch. Der Motor lief ruhig, da war nichts, aber er hörte das Klatschen der Wellen nicht mehr, die ewige Musik, die den einsamen Schiffer begleitete und manchmal romantisch als auch wild klingen konnte. Er vermißte sie. Statt dessen hatte er das Gefühl, mit dem Kiel des Schiffes über Watte zu gleiten. So lautlos…

Von seinem Freund war nichts zu sehen. Der turnte sicherlich vorn am Bug herum. Billy selbst hätte das Ruderhaus nie verlassen, dafür hatte er zuviel Angst. Hier fühlte er sich einigermaßen geschützt, obwohl der Nebel durch jede Ritze drang und auch als fahle Wolken in das Ruderhaus stieg.

Dieser Nebel war anders als normal. Er hatte nicht die Feuchtigkeit, und es kam Billy vor, als sei er schwerer geworden. Er quoll gegen das Glas, ließ sich dort nieder, kondensierte und bildete Tropfen. Aber keine Wassertropfen, nein, sondern gelbliche Punkte, die wie gefärbte Kristallkugeln schimmerten.

Seltsam…

Bill merkte, wie er schwitzte. Als Schicht lag der Schweiß auf seinem Gesicht. Er wischte über die Stirn. Wenn jetzt wenigstens Gard Layton hier gewesen wäre, aber der trieb sich irgendwo in der undurchdringlichen Suppe herum.

Ruhig fuhr das Schiff. Als würde es auf einer glatten Wasserfläche liegen. Keine Welle hob es hoch und drückte es wieder nieder.

Die See war ruhig.

Minuten vergingen.

Und Gard war immer noch nicht zurück.

Billy Hook wurde immer nervöser. Wo trieb sich der Kerl herum?

Da war doch nichts passiert…?

Hook gab noch eine Minute zu, dann hielt er es hinter dem Ruder nicht mehr aus. Da der Kahn sowieso kaum bewegt wurde, faßte er sich ein Herz und verließ das Ruderhaus.

Daneben blieb er stehen.

»Gard!« Laut rief er den Namen seines Freundes, doch der hörte ihn nicht, jedenfalls gab er keine Antwort.

Wieder der Ruf. »Garrrddd…!«

Der Schrei erstickte bereits nach wenigen Yards im dicken Nebel.

Er drang erst gar nicht bis zum Bug des Bootes vor.

Wenn doch nur dieser verfluchte Nebel schon zu Ende wäre, dachte Billy, aber so fuhren sie immer weiter. Zwei Meilen konnten einfach nicht so lang sein…

Und die Geschwindigkeit war gleich geblieben. Billy war immer mehr davon überzeugt, daß hier etwas nicht mit rechten Dingen zuging. Nein, der Nebel war ein Geschenk des Teufels.

Er ging wieder zurück ins Ruderhaus.

Kaum hatte er das Ruder umfaßt und schaute wieder nach draußen, da sah er die Gestalt.

Gard Layton kam zurück.

Endlich!

Billy Hook fiel ein Stein vom Herzen. Er konnte auch wieder lächeln. Er wollte Gard keinerlei Vorwürfe machen, daß er so lange

weggeblieben war, Hauptsache, er stand bald neben ihm.

Aber was war das?

Gard Layton ging so seltsam. Als hätte er getrunken. Und er hielt sich dabei dicht an der Backbordseite. Wenn er nicht achtgab, landete er noch im Wasser.

»Paß doch auf!« rief Billy.

Sein Freund hörte ihn nicht. Er ging weiter. Und er steuerte zielstrebig das Ruderhaus an.

Nur noch wenige Schritte.

Seine Gestalt wurde deutlicher. Jetzt mußte er sich nach links wenden, um in das Ruderhaus zu gelangen. Das tat er nicht. Er ging nach rechts und lief auf die große Sichtscheibe zu.

»Was tust du?« flüsterte Billy. »Mein Gott, was ist los?« Er bekam plötzlich Angst. Mit Gard stimmte etwas nicht. Da war einiges anders.

Im nächsten Moment fiel Gard Layton nach vorn. Er streckte dabei die Arme aus, berührte mit den Händen die Scheibe und fächerte sie dann zur Seite.

Sein Gesicht befand sich dicht vor der Scheibe.

Billy Hook konnte es genau sehen.

Seine Augen wurden groß, er begann plötzlich zu zittern, das Grauen sprang ihn an.

Gard Layton hatte das Gesicht einer uralten Mumie!

***

»Nein!« keuchte Billy. »Nein, das gibt es nicht. Ich träume, ich…«

Doch das Bild blieb.

Jetzt preßte Layton sein Gesicht dicht an die Scheibe. Jede Einzelheit konnte Billy erkennen.

Und die waren schaurig genug.

Das Gesicht war zu einer wahren Monsterfratze geworden. Sie schien aus grauem Lehm oder Stein zu bestehen, so genau war die Farbe nicht zu erkennen. Nur die Augen lebten, und die waren es, die Billy mit unheimlicher Kälte anstarrten.

Hook ließ das Ruder los und wankte zurück. Seine Lippen bewegten sich, doch ein Laut drang nicht hervor. Zu sehr hielt das Entsetzen ihn gepackt. Erst als er mit dem Rücken gegen die Wand stieß, kam er wieder zu sich.

»Nein, das kann es nicht geben. Dieser Nebel, ich habe es gewußt. Dieser verdammte Nebel, ein Geschenk des Teufels. Der Satan steckt dahinter, der Satan…«

Wimmernd sank er in die Knie und hatte die Hände vor sein Gesicht geschlagen. Er wollte seinen Freund nicht mehr sehen, dieses – dieses Monster.

Erst als er Schritte hörte, hob er den Blick. Layton hatte die Tür des

Ruderhauses aufgezogen.
Er kam.
Wieder ging er wie ein Betrunkener, wankte über die Schwelle und streckte den Arm aus.
»Komm her!« flüsterte er. »Los, komm zu mir!«
»Nein!«
Da war Layton plötzlich bei ihm. Mit beiden Händen riß er Billy hoch, wollte ihn zwingen, doch Hook überwand in einem wahren Anfall von Mut seine Angst und schlug zu.
Beide Fäuste hämmerte er in das Gesicht seines Freundes und bedachte nicht mehr, daß es sich verändert hatte. Er merkte es daran, daß er sich seine Knöchel blutig schlug.
Das Gesicht war aus Stein.
Gard Layton lachte nur.
Dann schlug er zu.
Und es war ein Hieb, der Billy voll traf, ihn quer durch das Ruderhaus schleuderte und fast an den Rand der Bewußtlosigkeit brachte. Auf jeden Fall hatte Billy das Gefühl, sein Kopf wäre doppelt so stark angeschwollen wie normal.
Er merkte nicht, wie der andere auf ihn zukam und ihn langsam hochzog. Wie eine Puppe schleifte er ihn hinaus. Auf Deck schleuderte er ihn zu Boden und blieb breitbeinig vor ihm stehen.
»Du wirst jetzt tun, was ich dir sage, Billy, oder sie werden dich zerreißen!«
»Wer sind sie?« keuchte Billy, der langsam wieder klarsah.
»Die Nebelgeister.« Layton lachte. »Gestalten aus dem Zwischenreich, die durch eine Beschwörung in diese Welt gelangt sind.«
»Wer hat sie beschworen?«
»Ein mächtiger Mann, habe ich mir sagen lassen.«
»Der Teufel?«
»Nein, ein anderer. Man nennt ihn auch Doktor Tod!«
Damit konnte Billy nichts anfangen, aber sein Freund fuhr mit seiner Erklärung fort. »Sie haben es mir erzählt, daß er ihr Herr ist, weil er sie aus den Tiefen des Zwischenreiches in die Welt gebracht hat. Endlich sind sie wieder frei, und sie suchen Opfer. Wir werden zu ihnen gehören und eingehen in ihren höllischen Reigen. Hast du mich verstanden, Billy?«
»Ja.«
»Dann komm zu ihnen.«
»Nein, nein. Ich will nicht. Du kannst mich nicht zwingen, Gard. Du bist nicht mehr mein Freund. Du bist ein Monster, ein Dämon, eine Gestalt des Grauens.«
Layton lachte. »Wie recht du hast, Billy. Wie recht du doch hast. Ich will auch kein Mensch mehr sein, im Gegenteil, ich werde die

Menschen bekämpfen, und du wirst mir dabei zur Seite stehen.«
Billy Hook hatte seinen ersten Schrecken überwunden. Plötzlich konnte er wieder klar denken. Das, was sein Freund wollte, das konnte er nicht. Er wollte sich nicht in die Klauen dieser Ungeheuer geben. Auf keinen Fall.
Hastig sprang er auf.
Mit dieser Reaktion hatte selbst Layton nicht gerechnet, und so gelang es Billy, wegzulaufen.
»Bleib stehen!« brüllte Layton. »Wir bekommen dich doch, Billy. Du hast keine Chance.«
Doch Billy wollte nicht hören. Er wollte nur weg von diesem verdammten Monster. Er sprang über die seitlichen Verstrebungen der kleinen Laderäume und gelangte an die Steuerbordseite des Schiffes.
Layton nahm die Verfolgung auf. Sein Lachen klang dumpf und hohl in dieser Nebelbrühe, aber auch siegessicher, denn er wußte, daß Billy nicht entkommen konnte.
Eine Waffe! Himmel, ich brauche eine Waffe! sagte sich Billy.
Fieberhaft schaute er sich um. Irgendwo auf Deck lagen immer die scharfen Messer, mit denen sie die gefangenen Fische aufschlitzten, um ihnen die Innereien herauszunehmen.
Wo war es denn?
Layton kam näher. Noch immer lachte er. Er sah Billy bei der verzweifelten Suche zu, und da hatte Hook Glück.
Dicht neben seinem rechten Fuß lag eines der Messer. Schnell bückte er sich und umklammerte den Holzgriff. Die Klinge schimmerte bläulich, die war an beiden Seiten geschliffen, jetzt konnte Layton ruhig kommen.
Billy hob die rechte Hand. »Ich warne dich, Gard! Geh keinen Schritt mehr weiter!«
»Narr?« brüllte Layton. »Glaubst du, du könntest mir damit Angst einjagen? Mit diesem lächerlichen Messer?«
»Ich werde dich töten!«
»Dann versuche es doch!« Layton ging weiter, als wäre nichts geschehen. Waffenlos kam er auf Billy zu.
Hook duckte sich. Töten, dachte er. Das hatte er im ersten Augenblick so dahingesagt. Aber würde er es wirklich über sich bringen, einen Menschen zu ermorden? Denn das, was er vorhatte, war ja Mord. Und dazu noch einen Freund!
Er schluchzte auf. »Bitte, Gard, sei vernünftig. Geh nicht weiter. Ich müßte sonst…«
»Dann tu es doch, verdammt!« schrie Layton seinen Freund an.
»Los, stich zu!«
Billy atmete schwer. Er brauchte nur den Arm auszustrecken, um seinen ehemaligen Freund zu töten. Und der legte es darauf an. Er

wollte es so.

»Hast du Angst?« höhnte er.

»Sei vernünftig!« versuchte es Billy noch einmal.

»Ach, du Memme!« lachte Layton und sprang Billy Hook an.

Hook riß den rechten Arm hoch. Instinktiv ließ er ihn wieder herabfallen, wohl mehr eine Abwehrbewegung als ein gezielter Stich.

Aber Layton wuchtete seinen Körper voll in die Klinge hinein. Sie drang ihm nicht in die Brust oder in den Magen, sondern schräg in die Wange, in seinen grauen, versteinerten Schädel.

Billy Hook rechnete mit allem, nur nicht damit, was plötzlich geschah.

Die Klinge drang kaum einen Zentimeter in die Wange ein, dann brach sie mit einem singenden Ton ab. Hook aber wurde zurückgestoßen, weil Layton gegen ihn fiel, und er krachte mit dem Kreuz gegen die Reling.

Dann war Layton über ihn. »Töten!« keifte er. »Töten wolltest du mich, nicht wahr?«

»Nein, das ist…«

»Versuche keine Ausreden, Billy. Du wolltest mich umbringen.«

Laytons steinernes Gesicht war jetzt dicht vor Billys. Die Augen funkelten, während er sprach, und die graue mumienhafte Haut bewegte sich.

»Töten, ja!« keuchte er. »Das werde ich dich. Da, nehmt ihn!«

Layton riß seinen ehemaligen Freund hoch und schleuderte ihn mit einem einzigen Wurf über die Reling.

Billy Hook ruderte mit den Armen. Er dachte daran, daß er im nächsten Moment ins Wasser fallen müßte und die See über ihn zusammenschlagen würde – das geschah nicht.

Kein Wasser umgab ihn, keine Wogen schlugen über ihm zusammen, sondern sie waren plötzlich da.

Die Nebelgeister!

Fratzenhafte Gesichter, grausame Hände, Krallen, Arme, Heulen und Zähneknirschen.

Billy schrie.

Doch sie lachten nur.

Er wurde weiter gezerrt, tiefer in diesen grauenhaften Nebel hinein, wo die Geister ihre schaurigen Tänze aufführten. Er wußte plötzlich nicht mehr, wie ihm geschah, irgend etwas verwirrte seine Sinne, er sah nur noch ein grauenerregendes Gesicht, das Ähnlichkeit mit der Fratze des Teufels hatte – dann nichts mehr.

Die Ohnmacht hielt ihn umfangen, und er sah nicht, was die anderen mit ihm machten…

***

Irgendwann erwachte er.
Es war wie ein Auftauchen aus einem tiefen Loch, ein Hochsteigen durch einen Schacht und die Ankunft in einer anderen Welt.
Billy Hook schlug die Augen auf. Er merkte gleichzeitig das sanfte Wiegen des Boots, das Plätschern der Wellen, und ruckartig setzte er sich auf.
Sein Blick wanderte in die Ferne, er sah die graugrünen Wellen der See, die weißen Schaumkämme, die Möwen, hörte ihr Kreischen, und er verstand nichts.
Wo war die Wolke?
»He, träumst du?« drang die Stimme seines Freundes Gard an Hooks Ohren.
»Nein, wieso?«
»Sah mir so aus.«
Billy Hook erhob sich. Er schaute zum Ruderhaus hin. Dort stand Gard und grinste. Mit seinen kräftigen Händen hielt er das Ruder umfangen. Er war wirklich ein Optimist.
»Haben wir den Nebel wirklich hinter uns?« fragte Billy.
Gard lachte. »Schau dich doch um.«
Das tat Billy auch. Die Nebelwolken hatten sie tatsächlich durchfahren, und sie lebten immer noch. Nichts war eingetreten, keiner hatte sie ermordet, alles war normal.
»Wir werden jetzt drehen«, erklärte Gard.
»Willst du noch einmal durch?«
»Warum nicht. So war es doch abgemacht.«
»Sicher. Fahr nur.« Billy warf einen Blick zum Himmel hoch. Ein Teil der Wolken hatten sich verzogen, so daß das Blau an einigen Stellen zu sehen war. Er sah auch wieder die Möwen, wie sie kreischend über die graugrüne Wasseroberfläche strichen, um dann in die Höhe zu steigen und den Wolken entgegenzufliegen.
Seltsamerweise jedoch mieden sie das Schiff. Eine unsichtbare Sperre schien sie davon abzuhalten, auf dem Mast oder direkt an Bord zu landen.
Gard Layton kurbelte am Ruder. Widerwillig, so schien es, machte das Boot die Steuerbewegungen mit. Die Wellen liefen jetzt quer an, klatschten gegen die Bordwand, und wieder einmal gischtete Spritzwasser über.
Dann lag das Wendemanöver hinter ihnen, und abermals steuerten sie die Nebelwand an.
Wie auch an der Landseite, so ragte sie hier ebenfalls als grauweiße Wand in die Höhe. Dicht über der Oberfläche flatterte sie ein wenig auseinander, so daß faserige Nebelfetzen über die Wellen trieben.
Billy Hook dachte an die erste Begegnung mit dem auf dem Meer liegenden Nebel. Seltsamerweise verspürte er jetzt keine Angst mehr.

Es machte ihm nichts aus, als der Bug des Bootes in die Wand einschnitt.

Sekunden später umgab die Männer wieder die gespenstische Stille. Da war das Rauschen oder Klatschen der Wellen nicht mehr zu hören, nur eine nicht normale Ruhe.

Sie machte den Männern nichts aus. Es schien, als wären sie schon immer durch den Nebel gefahren. Und es dauerte auch nicht lange, da faserten die Schleier vor ihnen auseinander. Das Ende der Nebelwand kündigte sich an.

Es wurde heller, die Sicht besser, dann hatten sie es geschafft.

Sie stießen aus der Wand.

Vor ihnen lag das Meer. Und gar nicht weit entfernt das Ufer, wo sie die wartenden Menschen erkannten. Aber erst mußten sie die Klippen umschiffen, was wiederum Gards volle Aufmerksamkeit kostete.

Er schaffte es.

Mit halber Kraft tuckerten sie in den Hafen an. An der Mole standen zahlreiche Dorfbewohner und winkten ihnen zu. Die Männer und Frauen von Grynexxa waren froh, ihre beiden Helden gesund wiederzusehen.

Billy Hook war an Deck gegangen und winkte den Leuten schon von weitem zu. Diese Begrüßung wurde erwidert. Die Leute waren jetzt schon auf die Berichte gespannt.

Das Schiff näherte sich der Mole. Billy hielt bereits die Taue in den Händen. Er schleuderte sie rüber, dort wurden sie aufgefangen und um die dicken Poller gewickelt.

Zweimal geschah dies. Dann lag das Boot fest.

Billy sprang als erster von Bord. Er wurde mit zahlreichen Fragen bestürmt, doch er wartete ab, bis sein Freund auch das Schiff verlassen hatte.

Sie standen nebeneinander und schauten die Leute an. Der Bürgermeister hob die Hand.

»Also, Freunde, wir haben gesehen, daß ihr in die Nebelwolke gefahren und auch wieder herausgekommen seid. Wie ist es euch dort ergangen?«

»Gut.« Gard Layton lachte.

»Keine unheimlichen Dinge?« fragte der Bürgermeister.

»Doch, der Nebel«, antwortete Billy Hook.

Die Leute lachten über den Scherz. Einer fragte: »Er ist also völlig normal, dieser Nebel?«

»Ja.«

»Und warum wandert er nicht weiter?« wurde Layton gefragt.

»Er wandert doch.«

»Wieso?«

»Auf die Küste zu.«

Nach Laytons Antwort war es einen Moment still. Die Menschen schauten aufs Meer hinaus, sahen die Wolke, und manch einem rann ein Schauer über den Rücken. Auf der See lag der Nebel gut, da war es gar nicht so schlimm, aber an Land wollten sie ihn doch nicht haben.

»Da ist euch nichts geschehen?« erkundigte sich der Bürgermeister noch einmal. Ihm paßte es auch nicht, daß der verdammte Nebel auf Grynexxa zuwallte.

»Er ist auf jeden Fall nicht weiter gefährlich«, erklärten die beiden Zurückgekehrten noch einmal. »Ich meine, jeder von euch kann es ja versuchen.«

Die Menschen lachten unecht. Keiner traute sich jedoch, in den Nebel hineinzufahren.

Eine Frage wurde noch gestellt. »Wenn der Nebel mit dieser Geschwindigkeit weiterwandert, wann wird er dann wohl das Ufer erreicht haben?«

Ratlosigkeit auf den Gesichtern der Menschen. Auch Hook zuckte mit den Schultern.

Nur Layton meinte, und seine Stimme besaß dabei einen seltsamen Unterton: »Bestimmt am heutigen Abend. Vielleicht sogar noch vor dem Dunkelwerden.«

Die Versammelten sahen sich an. Vielen war es gar nicht recht, doch sie mußten den Tatsachen ins Auge schauen.

»Jetzt habe ich Durst«, sagte Layton und lachte. »Während wir durch den Nebel fuhren, habe ich immer von einem kernigen Whisky und einem Krug Bier geträumt.«

»Den habt ihr euch verdient!« rief der Bürgermeister, und es gab keinen, der nicht seiner Meinung war.

Sie machten sich auf den Weg zum Dorfgasthaus. Nur Billy Hook wollte nicht mit.

»Warum?« fragte Layton.

»Ich habe Harriet versprochen, sofort nach Beendigung der Fahrt zu ihr zu kommen.«

Layton schaute seinen Freund seltsam an. Plötzlich schien die Welt um sie herum vergessen zu sein. Zwischen ihren Blicken entstand eine stumme Brücke, ein Einverständnis, keiner brauchte ein Wort zu sagen.

Plötzlich tauchte der alte Zybbak auf. »Na, ihr beiden großen Helden?« sagte er.

Sie schauten ihn an.

Der Alte krauste die Stirn. »Wie ich sehe, habt ihr alles überstanden.«

»Ja, Alter«, grinste Layton. »Es ist alles klar.«

»Freut mich für euch.« Prüfend wanderten seine Blicke über die Gesichter der Männer. »Ihr habt euch also nicht verändert?«

»Nein!« fauchte Layton. »Was soll das?«

»Eure Augen, Freunde. Eure Augen sind anders. Es ist doch etwas passiert, mich könnt ihr nicht täuschen.« Und leise fügte er hinzu. »Diesen Nebel hat der Teufel geschickt. Ich bleibe dabei!«

Bevor Billy oder Gard etwas sagen konnten, machte der Alte kehrt und schlug den Weg zur Kirche ein, wo der Pfarrer vor der Tür stand und ebenfalls zum Hafen schaute.

Hook und Layton trennten sich. Sie nahmen verschiedene Wege.

Das hatte seinen Grund. Keiner von ihnen wollte zu nahe an der Kirche vorbeikommen. Irgend etwas störte sie dort.

Während Gard Layton in einer Gruppe von Männern das größte Wirtshaus ansteuerte, ging Hook nach Hause. Er hatte seine Hände tief in den Hosentaschen vergraben, der stechende Blick war vor ihm zu Boden gerichtet, kein Lächeln spielte um seine Lippen, und die Augen wirkten tatsächlich anders.

Kalt, gnadenlos…

Harriet erwartete ihn schon. Sie war ein etwas spröder Typ, hatte rotblondes Haar und eine blasse Gesichtsfarbe. Trotz ihrer 23 Jahre sah sie älter aus. Das Leben hier hinterließ seine Spuren auch bei jungen Menschen.

Harriet umarmte ihren Mann.

»Ich habe eine solche Angst gehabt«, stöhnte sie.

Billy lachte blechern. »Was sollte denn passieren?«

»Ich weiß nicht…«

»Eben«, sagte Bill und ging ins Haus. Nur er allein wußte, daß Harriet als erste auf seiner Liste stand. Wie viele andere Bewohner auch, sollte sie den nächsten Tag nicht mehr erleben.

So war es abgesprochen…

***

»Halte doch mal an«, sagte Bill Conolly.

Ich stoppte.

Und das mitten auf der Küstenstraße, die von Aberporth nach Grynexxa führte. Es war eine schmale Straße, und die Fahrbahn schlängelte sich hoch über den Klippen parallel zum Meer hin, um später abzufallen, wenn wir nach Grynexxa kamen. So war es jedenfalls auf der Spezialkarte zu sehen gewesen.

Bill Conolly löste den Gurt, öffnete die Tür und verließ den Wagen. Nicht zur Pinkelpause, das merkte ich daran, daß er am Rand der Klippen stehenblieb und aufs Meer hinausschaute. Er hatte dort irgend etwas entdeckt.

»Schätze, wir sehen uns das auch mal an«, meldete sich Suko aus dem Fond.

Ich war einverstanden.

Wenig später standen wir neben Bill.

Tief unter uns wuchteten die Wellen gegen die Felsen. Gischt spritzte hoch, und die Felsen schienen einen weißen Bart zu haben.

Weiter draußen schimmerte das Wasser grüngrau. Zahlreiche Vögel schwebten krächzend und schreiend über den Wellen oder setzten zu eleganten Landungen auf den zerklüfteten Felsen an.

Es war ein wild romantisches Bild, das sich unseren Augen bot.

Doch niemand von uns hatte dafür einen längeren Blick. Etwas anderes war interessanter. Und deshalb war der gute Bill Conolly auch ausgestiegen.

Mit dem rechten Arm deutete er in Richtung Nordwesten. »Da, Freunde, da ist die Wolke.«

Wir blickten genauer hin.

Der Reporter hatte recht. Noch schwach, aber gut zu erkennen, lag dort eine gewaltige Nebelwolke auf dem Wasser. Sie sah von unserem Standpunkt aus wie ein grauweißer Schemen, der direkt über dem Wasser schwebte.

Ich wünschte mir, jetzt ein Fernglas zu haben, doch so etwas hatten wir nicht mitgenommen, dafür waren wir mit Waffen gut genug eingedeckt.

»Deine Meinung, John?« fragte Bill.

»Da kann man nichts sagen. Es ist zu weit weg.«

Suko, der die schärfsten Augen von uns dreien hatte, meinte leise. »Es bewegt sich.«

»Wie?« fragte Bill.

»Die Wolke wandert.«

Ich schaute Suko an. »Du täuschst dich nicht? Denk an den Seegang, da hat man schon mal das Gefühl, als würden sich Gegenstände auf dem Meer bewegen.«

»Aber hier nicht.«

Wenn Suko dies mit solch einer Bestimmtheit sagte, dann hatte er auch recht.

Wir standen noch eine ganze Weile und beobachteten. Schließlich sagte Bill: »Bis Grynexxa sind es noch fünf Meilen. Wie ich das so einschätze, werden wir vom Ort aus die verdammte Wolke besser sehen können.«

Der Meinung waren wir auch.

Dann hörten wir hinter uns ein ratterndes Geräusch. Im nächsten Moment quietschte etwas, und alle drei fuhren wir herum.

Ich schloß unwillkürlich die Augen, doch es ging alles glatt. Eine Handbreit hinter dem Bentley kam der Wagen zum Stehen. Und sofort flog die Tür auf. Ein Mann stürzte aus dem Führerhaus und rannte auf uns zu.

»Sind Sie verrückt, hier zu parken!« fuhr er uns an. »Beinahe hätte ich Ihren Wagen mitgenommen.«

Bevor ich etwas sagen konnte, hatte Bill Conolly schon die Initiative übernommen. »Jetzt halten Sie mal die Luft an, Meister. Hier steht nirgendwo, daß das Parken verboten ist, und außerdem haben wir unseren Wagen nicht in einer Kurve abgestellt. Verstanden?«

»Trotzdem.«

Bevor es zu einer Auseinandersetzung kam, mischte ich mich schlichtend ein. »Wir entschuldigen uns ja«, erklärte ich. »Aber niemand von uns konnte wissen, daß die Straße so befahren ist.« Ich deutete auf den Wagen. »Vor allen Dingen nicht von solch großen Fahrzeugen.«

»Ich bin hier der Lebensmittelhändler«, erklärte der Mann uns schon wesentlich ruhiger.

Wie wir hörten, kam er aus Aberporth und fuhr zweimal in der Woche nach Grynexxa, um dort seine Waren zu verkaufen. Die große Ladefläche war ein kleines Geschäft. Wir konnten durch die Scheiben blicken und sahen dort zwei Regale, in denen sich die Lebensmittel stapelten. Zwischen den Regalen befand sich ein Gang.

Es war inzwischen Nachmittag, das wußte auch der Lebensmittelhändler. »Bin sowieso schon spät dran.«

»Wir fahren dann vor Ihnen her, weil wir den gleichen Weg haben wie Sie.«

Der Knabe, er war mittelgroß, trug einen weißen Kittel, hatte einen kleinen Bauch und eine Stirnglatze, schaute uns mißtrauisch an. »Sie wollen auch dorthin?«

»Ja«, lächelte ich. »Ist das verboten?«

»Nein, aber es wundert mich nur. Weil sonst kaum Fremde in diesen gottverlassenen Ort kommen.«

»Wir sind eben anders.«

Er schaute aufs Meer, machte »Hm«, und verengte plötzlich die Augen. »Oder sind Sie wegen der Wolke gekommen?«

»Woher wissen Sie das?«

Er warf sich in die Brust. »Man hat ja Augen im Kopf.«

»Wir sind vom Wetteramt«, erklärte ich. »Diese Wolke da ist ja nicht normal.«

Der Mann nickte heftig. »Da sagen Sie was, Mister. Wurde auch Zeit, daß mal jemand erscheint. Das ist ungewöhnlich, dieser Nebel. Die Leute haben schon Angst.«

»Warum?«

»Sie sagen, der Teufel habe den Nebel geschickt.«

»Das ist wohl leicht übertrieben.«

»Natürlich ist es nicht.«

»Wissen die Menschen im Dorf mehr?« erkundigte ich mich.

»Da müssen Sie fragen.«

Das hatten wir auch vor. Erst einmal mußten wir da sein. Der

Lebensmittelknabe war einverstanden, daß wir vorfuhren. Suko, Bill und ich kletterten wieder in den Bentley.

»Komischer Knabe«, sagte Bill.

Ich lächelte. »In Wales sind die Leute eben anders als in London.«

»Das stimmt«, erwiderte Bill im Brustton der Überzeugung.

Breiter wurde die Straße nicht. Eher schmaler, und es grenzte schon an ein Wunder, daß man sie überhaupt asphaltiert hatte. Hinter jeder Kurve bot die Landschaft ein anderes Bild.

Links fiel die Wand steil zum Wasser hin ab. Es gab keine eigentliche Begrenzung, nur ein paar graue Steine markierten den Rand der Fahrbahn. Rechts wuchsen Felsen in die Höhe, manche völlig kahl, andere wiederum von hartem, widerstandsfähigem Seegras bedeckt.

Und über all dem schwebten dicke, graue Wolken, die nur hin und wieder ein Stück vom blauen Himmel sehen ließen. Der Wind hatte etwas aufgefrischt. Er kam von der See her, und er würde auch die geheimnisvolle Nebelbank immer mehr auf das Land zutreiben.

Um diese Zeit im Oktober kündigte sich der Herbst wirklich mit aller Macht an.

Fünf Meilen können lang werden, wenn sie praktisch nur aus Kurven bestehen. Wir atmeten alle drei auf, als sich der Weg schließlich senkte, ein Zeichen, daß es jetzt dem Ort zuging.

Nach der nächsten Kurve konnten wir auf die Dächer schauen.

Unwillkürlich ging ich vom Gas, weil ich den ersten Eindruck in mir aufnehmen wollte.

Grynexxa war wirklich nicht groß. Eine Ansammlung von vielleicht zwei Dutzend Häusern. Die Hälfte von ihnen hatte rote Dächer, andere waren mit Ried bedeckt. Hervor stach der Kirchturm. Wie ein mahnender Finger wuchs er in die Höhe. Zum Hafen hin fiel der Weg ein wenig ab. Der Hafen lag geschützt in einer kleinen Bucht, und als mein Blick auf das Meer fiel, erschrak ich doch.

Der Nebel hatte sich dem Hafen bereits ziemlich weit genähert.

Meiner Schätzung nach war er nur noch eine Meile entfernt.

»Der kriecht schneller, als ich dachte«, murmelte auch Bill.

»Sollte er wirklich unnatürlich sein, sind die Menschen in Gefahr«, bemerkte ich.

»Und was willst du machen? Evakuieren?«

»Wenn es keine andere Möglichkeit gibt, dann ja.«

Die Straße wurde etwas breiter, die Kurven weniger eng. In sanften Serpentinen führte der Weg dem Dorf entgegen.

Wir fuhren an der dem Hafen gegenüberliegenden Seite nach Grynexxa ein. Die ersten Menschen, die den Bentley sahen, staunten nicht schlecht, daß jetzt plötzlich Besuch ankam. Sicherlich würde es sich schon herumgesprochen haben, noch bevor wir die Mitte des Ortes erreicht hatten.

Es gab einen kleinen Marktflecken. Einen Platz, mit holprigen Steinen gepflastert. Die breiteste Straße führte hinunter zum Hafen und direkt an der Kirche vorbei.

Als wir ausstiegen, hielten sich die Menschen in respektabler Entfernung.

Hinter uns läutete eine Glocke. Der helle Klang wurde als Echo von den Hauswänden zurückgeworfen. Der Lebensmittelhändler machte sich bemerkbar.

Einige Frauen mit großen Einkaufstaschen erschienen. Die Menschen warfen uns scheue Blicke zu.

»Sind wir Aussätzige?« fragte Bill Conolly grinsend.

»Wenn man dich so ansieht, könnte man es meinen«, erwiderte Suko.

»Du hast wohl lange nicht mehr mit einem Pfleger poussiert, wie?« konterte Bill.

»Nee, dem letzten war ich zu kräftig.«

Ich achtete nicht auf das Geplänkel der beiden, sondern schaute mich um.

Mich interessierte das Rathaus oder ein ähnliches Gebäude, wo ich mit einer verantwortlichen Person dieses Ortes reden konnte.

Aber kein Bau sah mir irgendwie amtlich aus. Die Häuser wirkten uniform. Klein, mit schönen, sauberen Dächern und dunkelroten Ziegelsteinen. Die älteren waren auch aus grauen Basaltsteinen errichtet worden.

Ich rieb mir das Kinn, und mir blieb nichts anderes übrig, als jemand zu fragen.

Der Lebensmittelhändler bot mir die Chance. An seinem Wagen stand eine kleine Menschenschlange.

Ich sprach eine ältere Frau an, die zusammenzuckte, als sie meine Stimme vernahm. »Entschuldigen Sie, Madam, aber können Sie mir sagen, wo ich den Bürgermeister, oder Polizeioberen von Grynexxa finde?«

Die Frau sah mich scharf an, entschloß sich jedoch zu einer Antwort, da ich mich schließlich nach dem Bürgermeister erkundigt hatte. Sie deutete schräg über die Straße auf das große Gasthaus mit den dicken Holzbohlen auf der Mauer.

Ich bedankte mich.

»Na, hat dein Flirt Erfolg gehabt?« fragte Bill.

»Und wie.« Ich zeigte auf das Gasthaus. »Dort können wir den Bürgermeister wahrscheinlich finden.«

»Klasse. Dann nichts wie hin.«

Wahrscheinlich hatte man unsere Ankunft bereits durch die Fenster beobachtet, denn als wir die Tür aufstießen, verstummten schlagartig sämtliche Gespräche.

Es wurde still.

»Guten Tag!« Wir grüßten höflich. Eine niedrige Decke, ein langer Tresen, klobige Tische, und ein leichter Fischgeruch. Dazu war an einer Wand ein Fischernetz aufgespannt.

Die Leute sagten nichts.

Ich aber hatte einen runden Tisch ins Auge gefaßt, an dem mehrere Personen saßen.

Ausnahmslos Männer.

Dort konnten wir sicherlich den Bürgermeister finden. Freundlich lächelnd steuerte ich den Tisch an. »Ich grüße Sie, meine Herren«, sagte ich und stellte meine Freunde und mich vor. »Wir kommen vom Wetteramt und haben gehört, daß über dem Meer und direkt vor Ihrem Ort die Nebelwolke liegen soll, die nicht verschwindet. Stimmt das?«

Schweigen.

Damit hatte ich gerechnet. Die Waliser sind ein Volk für sich.

Wahrscheinlich stieß mein Londoner Dialekt sie bereits ab.

Ich fragte weiter. »Wer von Ihnen ist denn der Bürgermeister?«

Da stand ein Mann in blauer Stoffjacke auf. Er hatte ein etwas breitflächiges Gesicht und kurzgeschnittenes schwarzes Haar. »Ich bin Hank Sullivan, der Bürgermeister.«

»Dann bin ich bei Ihnen richtig.«

»Das ist noch die Frage.«

Begeistert von unserem Auftauchen schien auch er nicht zu sein.

Ich gab trotzdem nicht auf. »Können wir uns irgendwo in Ruhe unterhalten, Mr. Sullivan?«

Er zögerte, warf einen Blick in die Gesichter der am Tisch sitzenden Männer, doch die senkten die Blicke. Das war allein seine Entscheidung.

Schließlich deutete er auf einen freien Tisch nahe am langen Tresen. »Setzen wir uns dahin.«

Wir nahmen Platz.

Bill bestellte eine Runde Bier. Auch für Suko, der ihn böse ansah.

Die Getränke kamen, wir nahmen einen Schluck, und der Chinese nippte nur.

»Woher kommen Sie?« fragte mich der Bürgermeister.

»Aus London.«

»Hat sich das bereits bis London herumgesprochen?«

»Ja.«

»Woher wissen Sie das?«

Ich hatte mir bereits eine Ausrede zurechtgelegt. »In der Nähe vorbeifahrende Schiffe haben die Wolke auf dem Radarschirm gesehen. Die Kapitäne meldeten das Phänomen.«

Der Mann nickte. »Hätte ich mir auch denken können.«

»Können Sie sich einen Grund für dieses Auftauchen vorstellen?«

wollte ich wissen.
»Nein, Sie sind doch der Wissenschaftler.«
Ich lächelte. »Das stimmt, nur weiß ich aus Erfahrung, daß Einheimische oft mehr Ahnung haben als wir. Sie besitzen viel mehr Erfahrung, kennen die Landschaft genau und sind besser informiert.«
Bürgermeister Sullivan nahm einen großen Schluck und wischte sich den Schaum von den Lippen. Solche Worte taten ihm gut, wenn die »Wissenschaftler« ihn fragten.
»Ich würde Ihnen ja gern helfen, Gentlemen, aber ich kann es nicht. Diese Nebelwolke war plötzlich da.«
»Sie bewegt sich aber«, warf ich ein.
»Auch das.«
»Und sie nähert sich Ihrem Dorf«, sagte Bill.
Sullivan schaute den Reporter an. »Das stimmt, aber ich glaube, daß sie harmlos ist, obwohl…«
»Was ist mit obwohl?« fragte ich, weil ich bemerkte, daß Sullivan stockte.
»Nun ja, manche von uns meinen, daß sie keines natürlichen Ursprungs ist.«
»Wie das?« tat ich unwissend.
»Sie kennen ja die Geschichten. Viele sagen, der Satan habe sie geschickt, und der Nebel würde uns alle fressen. Das sind so die üblichen Sätze.«
»Glauben Sie denn daran?« wollte Suko wissen.
»Ich?« Er lachte. »Also ich…«
»Ganz von der Hand weisen Sie es auf jedenfalls nicht.«
Er schüttelte den Kopf.
»Sie haben noch nichts unternommen?« fragte ich.
Er blickte mich an. »Ich nicht.«
»Aber andere?«
»Ja.« Der Bürgermeister nahm noch einen Blick, dann drehte er den Krug um, weil er leer war. »Heute morgen sind zwei Einwohner des Dorfes rausgefahren.«
»In die Nebelwolke?« tat ich erstaunt.
Er nahm es mir ab. »Ja, in die Wolke.«
»Was ist geschehen?«
»Nichts. Sie kamen wieder zurück. Es ist ihnen nichts, aber auch gar nichts passiert. Sie erschienen so normal, wie sie auch hingefahren sind.«
Ich hob die Hand. »Noch mal von vorn. Sie fuhren also in die Wolke hinein und…«
»Zweimal. Sie fuhren erst von der Landseite aus hinein und dann von der Seeseite. Wir haben hier an der Mole gewartet und gezittert, aber es ist den beiden Fischern nichts passiert. Gard Layton und Billy Hook

waren ebenso normal wie zuvor.«

»Was haben sie denn erzählt?« fragte Bill.

»Kaum etwas. Sie konnten ja nichts sehen.« Er lachte. »Bei soviel Nebel…«

»Kann ich mit den beiden reden?«

Diese Frage hatte ich gestellt, und der Bürgermeister kratzte sich am Kopf. »Sie haben Pech gehabt. Vor einer halben Stunde waren die beiden noch hier in der Kneipe.«

»Aber sie wohnen in Grynexxa?«

»Klar, nicht weit von hier.«

»Dann werden wir ihnen einen Besuch abstatten.« Ich lächelte Hank Sullivan zu. »Wenn Sie die Freundlichkeit hätten und uns begleiten würden?«

»Das kann ich machen.«

Suko hatte noch eine Frage. »Wie schnell wandert der Nebel eigentlich?«

»Das haben wir nicht genau festgestellt. Er bewegt sich auf die Küste zu. Aber das ist nicht tragisch. Er ist ja harmlos, wie wir jetzt wissen.«

Ich war von den Worten des Bürgermeisters nicht so überzeugt.

Schließlich hatte er nicht den Jungen gesehen, wie er seine Mutter umbringen wollte, nachdem er sich so grauenvoll verändert hatte.

»Sonst ist niemand in die Nebelwolke hineingefahren?« forschte ich nach.

Sullivan druckste ein wenig herum. »Ja, doch. Ein Halbwüchsiger, der wie Sie aus London kam und hier zu Besuch war.«

»Ist ihm was geschehen?«

»Nein. Er kam ebenso normal zurück wie die anderen beiden Erwachsenen auch.«

»Kann ich den Jungen sprechen?«

Sullivan schüttelte den Kopf. »Das tut mir wirklich leid. Er ist abgereist.«

»Schade.«

»Was haben Sie eigentlich vor?« fragte der Bürgermeister.

»Wir werden die Nebelwolke wissenschaftlich untersuchen«, erwiderte ich. »Unser kleines Labor befindet sich im Kofferraum des Wagens. Da ist alles drin, was wir für eine wissenschaftliche Analyse benötigen.«

Sullivan nickte. »Dann wollen wir mal zu Layton gehen«, sagte er und erhob sich.

Wir standen ebenfalls auf.

Bill zahlte noch die Rechnung, und so warteten wir einen Moment. Am Nebentisch erhob sich ein alter Mann. Er war bisher kaum aufgefallen. Jetzt schaute er uns an.

»Aus London kommen Sie?« murmelte er.

Suko antwortete ihm. »Ja.«
»Was wollen Sie denn mit der Wolke machen? Sie untersuchen? Lächerlich, da gibt es nichts zu untersuchen, die hat nämlich keinen normalen Ursprung.«
»Welchen dann?«
Der Alte sah den Chinesen an. Und sein Bart zitterte dabei. »So wahr ich Zybbak heiße und schon 80 bin, diese verdammte Wolke hat der Satan geschickt.«
Ich horchte auf, der Bürgermeister mischte sich ein. »Jetzt hör aber auf, Alter, die Wolke ist normal. Schließlich haben Layton und Hook sie untersucht. Sie sind zurückgekommen, ihnen ist nichts geschehen. Das haben wir alle gesehen.«
Der Alte lächelte. »Äußerlich nicht, aber sie haben sich trotzdem verändert. Du brauchst nur in ihre Augen zu schauen, Bürgermeister. Da erkennst du es.«
»Quatsch.« Sullivan wandte sich an uns. »Gehen wir, Gentlemen. Um das Gerede brauchen Sie sich nicht zu kümmern.«
Wir wandten uns der Tür zu, die genau in diesem Augenblick aufgestoßen wurde.
Eine blutüberströmte Gestalt stolperte in die Gaststätte, lief drei Schritte und brach zusammen.
Schwer fiel sie auf die rohen Bohlen, es war niemand da, der sie auffangen konnte.
Die Männer sprangen von ihren Sitzen hoch.
»Das ist der Küster!« rief jemand.
Suko und ich waren als erster bei ihm. Für mich stand fest, daß es jetzt mit der Ruhe vorbei war.
Ich schaute in das Gesicht. Der Mann war nicht bewußtlos. Angst flackerte in seinem Blick.
»Was ist geschehen?« fragte ich hastig.
»Layton!« keuchte er. »Layton will den Pfarrer umbringen und die Kirche zerstören…«
Das waren seine letzten Worte. Dann wurde er bewußtlos.
Ich aber jagte hoch. Bevor ein anderer reagieren konnte, war ich schon an der Tür…

***

»Was ist los mit dir?« fragte Harriet Hook ihren Mann Billy.
»Nichts.«
»Erzähl doch keine Märchen. Du sitzt hier rum, sagst kein Wort und stierst nur durch die Gegend. Da kann doch was nicht stimmen, Billy.«
Hook schaute hoch. Er hockte vor dem Küchentisch, hinter ihm befand sich das schmale Fenster. Im Raum selbst standen alte Möbel. Harriet hatte sie von ihren Eltern übernommen. Eine Schalenlampe

verbreitete gelblichen Schein.

»Sei ruhig!« fuhr Hook seine Frau an.

»Nein, ich bin nicht ruhig. Du hast dich verändert. Seit heute morgen, nach eurer Rückkehr, bist du anders geworden. Ich will wissen, was geschehen ist.«

Billy Hook sprang auf. »Nichts ist geschehen, gar nichts. Dich soll alles nicht interessieren!« Er schrie plötzlich los und schaute sich wild um.

Harriet wich zurück. Die Tür stand halb offen. Mit dem Rücken drückte sie sie ins Schloß.

»Meine Güte, Billy, das – das kann doch nicht stimmen. Du hast doch sonst nicht geschrien.«

Hook schleuderte in einem Anfall von Wut den Stuhl um. Er fiel zu Boden, und ein Stück von der Rückenlehne splitterte ab. Das war Hook egal.

Er spürte plötzlich, daß sich etwas in seinem Innern verwandelte, daß die anderen da waren, die Nebelgeister, und seine Frau sah er als Feindin an.

Er schaute ihr ins Gesicht. Seine Augen veränderten sich. Ein brutaler Ausdruck trat in die Pupillen, die Mundwinkel hatte er herabgezogen, als er langsam um den Tisch herumkam.

»Billy! Himmel, was tust du, Billy?«

Hook schüttelte nur den Kopf. Neben der Tür sah er das schlichte Holzkreuz. Es ärgerte ihn, es mußte weg, er wollte es nicht mehr haben. Der Pfarrer hatte es geweiht und ihnen zur Hochzeit geschenkt, aber nun konnte er den Anblick nicht mehr ertragen.

Hook marschierte auf das Kreuz zu. Dabei stand ihm seine Frau im Weg, er packte ihre Schulter und schleuderte Harriet zur Seite.

Sie fiel gegen den Ofen und schrie auf, weil sie sich am Ellbogen verbrannt hatte.

Hook blieb unter dem Kreuz stehen.

Er hob den Blick, schaute hoch und stieß ein wildes Knurren aus.

Das verdammte Kreuz war ein Übel.

Es mußte weg – weg!

Er sprang hoch, und Harriet sah mit weit aufgerissenen Augen, was ihr Mann tat.

»Du versündigst dich!« schrie sie, doch Billy hörte nicht. Mit einem heftigen Ruck riß er das Kreuz samt Nagel von und aus der Wand. Er hatte es mit der rechten Hand umklammert, doch plötzlich brüllte er auf und schleuderte den geweihten Gegenstand davon. Er spreizte die Finger und schaute auf seinen Handteller.

Dort befand sich der Abdruck, tief eingegraben in sein Fleisch.

Ein heftiges Zittern durchlief Hooks Gestalt.

Gleichzeitig spürte er die Hitze, die seinen Körper durchdrang.

Sie stieg von den Beinen her hoch, pflanzte sich über die Gürtellinie fort, erreichte die Brust und vor allen Dingen seinen Kopf.

Und jetzt begann die Verwandlung.

Seine Haut veränderte sich, die frische Farbe wich, dafür trat ein fahles Grau an ihre Stelle, das aussah wie Stein.

Und brüchig war…

Billy Hook beugte sich nach vorn. Ein schweres Keuchen drang aus seinem Mund. Noch hatte seine Frau nicht genau mitbekommen, was mit ihrem Mann geschehen war, denn er wandte ihr den Rücken zu. Sie bemerkte aber, daß die Farbe seiner Haare sich veränderte. Das Schwarz verblaßte, die Frisur wurde grau, bekam die Farbe von Asche.

Harriet zog sich am Küchentisch hoch. Etwas Schreckliches ging mit ihrem Mann vor, das spürte sie, und sie schlug in ihrer Verzweiflung ein Kreuzzeichen.

Prompt ging es ihr ein wenig besser.

Dann aber fiel ihr Blick wieder auf Billy, und der drehte sich langsam um.

Sein Körper war ein wenig in sich zusammengesackt. Rasselnd drang der Atem über seine Lippen, und er stieß ein unwilliges Knurren aus. Seine Hände öffneten und schlossen sich bei der Bewegung, deutlich sah Harriet das Brandmal.

Sie stöhnte auf.

Ein Zeichen – der Himmel hatte ihr ein Zeichen gegeben. Billy, ihr Mann, hatte sich an dem Kreuz versündigt.

Mein Gott…

Ihre Gedanken stockten, denn nun schaute sie Billy Hook ins Gesicht. Der Schock trat sie mit der Wucht eines Keulenschlags.

Das war nicht mehr ihr Mann – das war ein Monster!

Sein Gesicht erinnerte nur noch an eine verzerrte Steinfratze.

Schief und, grau. Die Nase wuchs nach links, ein Auge hing tiefer, als hätte es jemand in die Höhle hineingestoßen, und sein Mund war kaum noch zu sehen.

Aus dem Loch im grauen Gesicht drang ein fürchterliches Ächzen. »Die Nebelgeister!« keuchte er. »Sie werden kommen, und ich bereite ihnen den Weg!«

Er lachte auf. Kehlig und kratzig hörte sich das Lachen an. Aber auch schaurig. Schwer fiel Billy nach vorn und stützte seine Hände auf der Tischplatte.

Erst jetzt überwand Harriet ihre Erstarrung. Sie schüttelte den Kopf, zitterte und wußte, daß dieses Monster sie wohl nicht am Leben lassen würde.

Mit einem Ruck schleuderte er den Tisch zur Seite.

Jetzt hatte er freie Bahn.

Aus seinem Maul drangen Wortfetzen. »Kriege… dich … töten … Nebel … kommt …«

Er ging auf seine Frau zu. Ungelenk, mit steifen Schritten, aber mit einem Blick, in dem die Mordabsicht zu lesen stand. Er würde töten, und er würde sie töten.

Fieberhaft suchte Harriet nach einem Ausweg. Wie sollte sie das Monster stoppen?

Ihr Blick suchte das Kreuz. Ja, damit mußte sie es schaffen können. Schließlich hatte sich Billy daran verbrannt. Das Zeichen des Guten, das er nicht vertrug.

Innerhalb dieser wenigen schlimmen Sekunden hatte sich die Frau fast vollständig von ihrem Mann gelöst. Er bedeutete ihr nichts mehr, alles war vergessen, was sie noch in den letzten Monaten so aneinandergebunden hatte.

Irr lachte sie auf. Das Lachen wurde zu einem regelrechten Bellen, als Harriet sich nach vorn warf und das Kreuz zu fassen bekam, noch bevor ihr Mann zupackte.

Sofort riß sie es hoch.

Billy wollte sich auf seine Frau stürzen. Sie kniete am Boden, nichts konnte mehr schiefgehen, doch da hielt ihm Harriet das Kreuz entgegen.

»Stopp!« brüllte sie aus Leibeskräften. Sie wirkte in diesen Augenblicken wie eine rächende Furie. Das Haar hatte sich gelöst, fiel in die Stirn, und ihr Gesicht war eine Grimasse aus Angst und Panik.

Billy stoppte in der Tat. Das Kreuz irritierte ihn, allein sein Anblick bereitete ihm körperliches Unbehagen. Für ihn mußte dieses Kruzifix die Hölle sein.

Er wankte zurück.

Harriet stand auf. Sie wußte auch nicht, woher sie den Mut nahm, auf ihn einzureden, aber sie tat es.

»Zur Hölle mit dir, Verfluchter!« brüllte sie. »Fahr zum Teufel. Ich will dich nicht mehr sehen. Weg, weg…«

Billy ging zurück. Sein Gesicht bewegte sich. Der Stein, der früher seine Haut war, knisterte. Mit jedem Schritt, den seine Frau vorging, lief er zurück.

Harriet gewann Oberwasser. Sie wußte selbst, daß sie es nicht mehr lange durchhalten konnte. Dies hier war eine Streßsituation, die an ihren Nerven zerrte.

Sie standen dicht vor der Zerreißprobe!

Wann würde sie schlappmachen?

Ihre Lippen bewegten sich. Sie murmelte Gebete, der Herrgott mußte ihr doch helfen…

Sie trieb Billy quer durch die Küche, bis zu dem alten Holzschrank, bei dem eine der Schubladen zur Hälfte offenstand.

Gegen die Kante stieß er mit der Hüfte.

Dieser Anprall setzte eine Idee in Billys Gehirn frei. In der Schublade lagen die Küchenmesser.

Ohne nachzuschauen, griff er hinein und bekam eines der Messer zu packen.

Ein besonders scharfes, mit dem sie das Fleisch teilten. Er wechselte es sofort in die linke Hand, da er an der rechten die Verletzung hatte.

»So!« knurrte er tief in seiner Kehle. »Jetzt bist du dran, Weib. Du entkommst mir nicht.« Er drehte das Messer so, daß die Klinge nach oben zeigte.

Harriet zitterte. Sie blieb wie angewurzelt stehen, denn trotz ihres Kreuzes bekam sie es mit der Angst zu tun. Ein Messer war gefährlicher, damit konnte er sie töten, ohne daß ihr das Kreuz etwas nutzte.

Billy schlich näher.

Er wollte dicht an seine Frau heran, um sie mit einem einzigen Stoß vom Leben in den Tod zu befördern.

»Bleib stehen!« flüsterte Harriet. »Geh keinen Schritt weiter, oder ich…«

»Was willst du denn?« höhnte er, wobei sich sein Gesicht abermals verzog. »Sag schon, was willst du? Mich stoppen? Nein, Weib, das schaffst du nicht. Du fährst zur Hölle!« Er lachte böse und ging wieder einen Schritt vor.

Da schlug Harriet mit dem Kreuz zu.

Es war eine aus der Panik herausgeborene Reflexhandlung, weil sie sich anders nicht mehr zu helfen wußte. Sie drosch das Kreuz nach unten, wollte ihren Mann damit treffen, doch er warf sich im selben Moment nach vorn.

Kreuz und Klinge rasten aufeinander zu, sie berührten sich, und das Messer, das Harriet in die Brust treffen sollte, wurde abgelenkt und streifte ihre Schulter.

Die lange Klinge riß den Stoff auf und zog eine blutige Furche in das Fleisch.

Harriet schrie. Die Wunde brannte, als würde der Arm in Flammen stehen. Sie ging zurück.

Das war ihr Glück.

Von der Wucht des eigenen Stoßes taumelte Billy Hook nach vorn, und er prallte nicht gegen seine Frau, sondern streifte den breiten Spülstein. Dabei rutschte er, fiel und hieb mit dem Kinn genau auf die Kante.

Doch Dämonen und deren Diener verspüren keine Schmerzen.

Trotzdem benötigte er Zeit, um wieder auf die Beine zu gelangen, denn er hing in einer gebückten Stellung.

Diese wertvollen Sekunden nutzte Harriet. Ihre Reaktionen wurden

vom reinen Überlebenswillen diktiert. Sie wollte diesem Monster entkommen, warf sich herum, riß die Küchentür auf und stolperte in den kleinen Korridor.

Sie wankte auf die Haustür zu. Dabei passierte sie auch die Kellertür. Zwischen beiden Türen befand sich nicht viel Platz. Und der wenige war noch mit Werkzeug vollgestellt worden.

Harriet sah eine Zange, einen Hammer und eine Axt.

Da hatte sie die Idee.

Sie ließ das Kreuz fallen und packte den Holzstiel der Axt. Hoch hob sie die Waffe. Ihre Augen waren blutunterlaufen, als sie mit der Axt herumwirbelte. Sie schwang sie weit nach hinten über ihren Kopf, traf dabei die Lampe, die splitternd zerbrach, doch Harriet achtete nicht auf die Scherben, als sie auf ihre Schultern regneten.

Genauso unterdrückte sie den Schmerz – sie wollte überleben.

Billy kam.

Er rammte die Küchentür auf und torkelte in den Flur. Noch immer hielt er das Messer fest, stützte sich mit der freien Hand von der Wand ab und taumelte auf seine Frau zu.

Stoßbereit hielt er das Messer.

Aber Harriet hatte die Axt.

»Stirb!« brüllte sie und wuchtete das Beil nieder. Sie ging sogar noch einen Schritt vor, und schlug so schnell und genau zu, daß Billy keine Abwehrchance mehr blieb.

Die Klinge traf seinen Schädel.

Einen normalen Menschen hätte sie getötet, nicht aber einen Dämon. Sie hieb zwar hinein, aber dieser Schlag hatte den gleichen Effekt, als hätte Harriet gegen Holz gezielt.

Die Axt blieb stecken! Und sie rutschte der Frau gleichzeitig aus der Hand.

Harriet wankte zurück. Sie konnte nicht begreifen, daß ihr Mann noch lebte. Er bot mit der in seinem Kopf steckenden Axt ein schauriges Bild, aber er lachte.

»Nein, nein…«, keuchte Harriet. »Du … du bist doch tot! Du mußt tot sein …«

Er jedoch grinste nur und schritt weiter.

Da wußte Harriet, daß auch die Axt nichts genutzt hatte. So war diesem Monster nicht beizukommen.

Sie warf sich auf dem Absatz herum.

Gleichzeitig schnellte auch Billy los. Hätte er das Messer geschleudert, so wäre alles okay gewesen, er aber wollte seine Frau packen und dann umbringen.

Deshalb bekam Harriet die Galgenfrist. Sie riß die Tür auf, stolperte nach draußen, übersah dabei die beiden Treppenstufen, fiel hin und raffte sich wieder hoch.

Sie mußte ihm entkommen.

Billy war dicht hinter ihr, als Harriet durch den winzigen Vorgarten auf die Straße rannte.

Sie wohnten in einer kleinen ungepflasterten Gasse. Der Weg führte bergab und mündete in die Hauptstraße.

Harriet schrie.

Ihre gellenden Schreie hallten von den Hauswänden wider und schreckten als schaurige Echos die Nachbarn hoch.

Fenster flogen auf, doch da war die Frau bereits weiter gelaufen und hatte das Ende der Gasse erreicht.

Sie taumelte auf die Hauptstraße, wandte sich nach rechts, wo auch das große Gasthaus lag.

Und sie schrie weiter.

Ihre Stimme überschlug sich. Harriet hatte beide Hände erhoben, sie weinte, brüllte um Hilfe, doch das Monster, das einmal ihr Mann gewesen war, kam immer näher.

Schräg hetzte Harriet auf den Lebensmittelwagen zu. Dort war man längst aufmerksam geworden und starrte ihr entsetzt entgegen. Vor Harriets Augen verschwamm die Welt, undeutlich glaubte sie zwei Fremde zu sehen, als sich plötzlich die eiskalte Hand ihres Mannes auf die rechte Schulter legte und er sie mit einem Ruck zu Boden schleuderte.

Hart fiel sie auf den Rücken.

Billy lachte schaurig und hob das Messer…

***

Noch immer lag er auf dem Meer.

Aber diesmal wurde er von keinem beobachtet. Langsam, einer gewaltigen Woge vergleichbar, bewegte er sich voran. Er rollte auf das Ufer zu, wo er endlich die Menschen packen konnte.

Und er lebte, dieser teuflische Nebel.

Er schien tausend Arme und Hände zu haben, er griff überall hin, breitete sich mal nach rechts aus, dann wieder nach links. Alles, was in seine Nähe kam, wurde vernichtet.

So erging es einer Möwe. Sie paßte nicht auf und segelte in den Nebel hinein.

Ein schriller Schrei, dann spie die grauweiße Wolke Knochenteile aus. Sie hatte die Möwe zerfressen.

Wie eine Säure…

Und die grauweiße Wand rollte weiter. Längst hatte sie die Klippen vor dem Hafen überwunden. An den Seiten breitete sie sich aus, so daß die ersten Ausläufer bereits gegen die Steilwände stießen und langsam daran hochkletterten.

Die Hauptmacht aber nahm den direkten Weg auf den kleinen Hafen

zu, um in den Ort zu gelangen…

***

Ich jagte über die Straße.

Wo sich die Kirche befand, das wußte ich, sie war schließlich nicht zu übersehen. Irgendwo in der Ferne vernahm ich gellende Schreie, doch ich achtete nicht darauf. Im Augenblick zählte nur die Hilfe für den Pfarrer.

Ich hatte selbst erlebt, wie gnadenlos diese Wesen vorgingen, wenn der Pfarrer einem in die Hände gefallen war, hatte er keine Chance.

Vor der Kirche befand sich ein großer Platz. Zwei hohe Ulmen wuchsen dort, sie flankierten praktisch den Eingang. Die große Tür der Kirche war verschlossen, aber ich sah einen schmalen Weg, der um das Gebäude führte.

Den schlug ich ein.

Links von mir trennte eine hohe Hecke den Weg ab, rechts befand sich die Kirchenmauer.

Da hörte ich schon das Splittern der Scheibe. Und ich vernahm die dumpfen Schreie.

»Ich kriege dich, verdammter Kerl. Ich kriege dich!«

Im Laufen riß ich die Beretta hervor. Noch zwei Schritte, und der Weg lag hinter mir. Er endete vor einem Haus, das im Vergleich zur Kirche ungewöhnlich klein wirkte.

Ich nahm an, daß hier der Pfarrer wohnte.

Abrupt bremste ich meinen Lauf, um die Lage zu sondieren. Die Monstergestalt erschreckte mich nicht, ich kannte bereits den wie Stein aussehenden Schädel.

Das mußte Gard Layton sein. Er hielt eine armlange Eisenstange in der Hand. Einige Scheiben hatte er bereits zertrümmert, jetzt wuchtete er die Eisenstange gegen die Haustür. Und sie war nicht so stabil wie die der Kirche.

An der Seite war das Holz schon herausgebrochen. Einige Splitter standen ab wie die Zinken eines Kamms.

Ich hob die Pistole.

»Es reicht!« peitschte meine Stimme.

Der Kerl hörte sie genau. Er hielt inne, duckte sich und wirbelte gedankenschnell herum. Gleichzeitig schleuderte er seine verdammte Eisenstange, so wuchtig und zielgenau, daß ich es kaum schaffte, auszuweichen, geschweige denn zu schießen.

Die Stange wirbelte auf mich zu, wobei sie sich ein paarmal um die eigene Achse drehte.

Ich ließ mich einfach auf die Knie fallen, trotzdem war es eine Idee zu spät. Während einer Drehung streifte mich die verfluchte Eisenstange seitlich am Kopf und berührte auch noch mein Ohr. Ich

hörte zwar keine Engel singen, aber der Schmerz zuckte trotz allem durch meinen Schädel.

Für einen Moment war ich unkonzentriert und mußte mich erst wieder fangen.

Eine Zeitspanne, die das Monster nutzte.

Mit gewaltigen, grotesk anmutenden Sprüngen jagte es auf mich zu. Die Arme hielt es dabei ausgestreckt; wie der Junge in London, so wollte mich das Monster ebenfalls umbringen.

Doch dagegen hatte ich etwas.

Als die Hände zupacken wollten, warf ich mich zur Seite, so daß der Unheimliche ins Leere lief und zusätzlich noch über meine Beine stolperte.

Er fiel hin.

Jetzt hätte ich schießen können, doch ich zögerte. Wenn ich das Monster erst einmal zwang, etwas zu verraten, konnte ich noch immer reagieren. Ich warf mich über die Gestalt und preßte ihr die Mündung der Silberkugel-Beretta gegen den steinernen Schädel.

»Halt still!« zischte ich.

Mein dämonischer Gegner dachte nicht im Traum daran. Er warf seinen Schädel hoch, so schnell und so wuchtig, daß er mir die Beretta aus der Hand prellte. Dann erwischte mich ein Rundschlag am Schlüsselbein, der mich hintenüber warf.

Jetzt standen die Chancen gleich. Nein, besser für ihn.

Denn er hechtete auf die Beretta zu. Und er hatte den kürzeren Weg. Wie die Kralle eines Geiers stieß die Hand vor, umkrallte den Griff der Waffe, und mit der Pistole im Anschlag rollte er sich hastig herum.

Ich blickte für den Bruchteil einer Sekunde in die drohende Mündung, doch er schoß erst einen Atemzug später.

Vielleicht hatte er noch nie eine Pistole in der Hand gehabt, auf jeden Fall verriß er den Schuß, und die Kugel jaulte dicht an meiner Stirn vorbei.

Ich stieß mich ab.

Zum zweitenmal kam er nicht dazu, den Stecher nach hinten zu ziehen, denn ich hatte ihn gepackt und herumgewirbelt. Dabei hielt ich sein rechtes Handgelenk umklammert.

Wie ein Wilder warf er sich gegen mich. Ich zog die Beine an und stieß ihn weg.

Er krachte zu Boden, war aber sofort wieder auf den Beinen, um mich ein weiteres Mal zu attackieren.

Weil ich Munition sparen wollte, nahm ich mein Kreuz. Layton griff an, und mitten im Angriff preßte ich ihm das Kreuz gegen die Stirn. Er schrie, zuckte zurück, und im selben Augenblick begann es aus den Ohren, den Nasenlöchern und der Mundhöhle zu qualmen.

Layton starb auf eine andere Art und Weise wie der Junge.

Sein Schädel zerplatzte.

Er flog buchstäblich vor meinen Augen auseinander. Kleine graue Stücke, an Steine erinnernd, spitzten raketenartig nach allen Seiten weg. Zum Schluß puffte eine Staubwolke hoch, dann kippte der Körper langsam zur Seite.

Dicht vor der Tür zum Pfarrhaus blieb er liegen.

Ich holte tief Luft. Der Kampf war überstanden. Layton hatte mir doch mehr Schwierigkeiten bereitet, als ich angenommen hatte.

Diese Mensch-Monster schienen ungeheuer gefährlich zu sein.

Demnach war der Nebel doch nicht so ungefährlich. Der Junge in London hatte recht gehabt.

Die Tür wurde geöffnet. Zitternd erschien der Pfarrer auf der Schwelle. Er lehnte sich an den Türrahmen und preßte seine Hand auf die linke Brustseite.

Ich ließ meine Beretta verschwinden und schritt auf den Pfarrer zu, wobei ich lächelte.

»Ihnen ist nichts passiert?«

»Nein…«

»Darf ich hereinkommen?«

»Natürlich.« Der Pfarrer gab die Tür frei, und ich konnte an ihm vorbeigehen.

Ich hatte in meiner bisherigen Laufbahn schon zahlreiche Pfarrhäuser betreten. Irgendwie glichen sie sich. Vor allen Dingen im Geruch. Auch hier roch es nach Weihrauch und Blumen, so frisch, daß ich erst gar nicht in Versuchung kam, mir eine Zigarette anzuzünden.

»Was machen wir mit dem Toten?« fragte der Geistliche.

»Wir werden ihn später wegschaffen.«

Der Mann nickte. »Ich heiße Dempsey«, sagte er. »Und ich bin Ihnen zu Dank verpflichtet.«

Ich winkte ab. »Danken Sie Ihrem Küster, er hat mich mobilisiert.«

»Sie stammen nicht aus dieser Gegend?«

»Nein, London. Ich heiße John Sinclair und bin Oberinspektor bei Scotland Yard.«

»Oh. Und weshalb sind Sie gekommen?«

»Wegen des Nebels.«

Der Pfarrer atmete tief ein. »Dann glauben Sie auch das, was manche Leute sagen?«

»Was denn?«

»Daß der Nebel nicht normal ist.«

Ich winkelte meinen rechten Arm an und legte den Ellbogen auf eine Vitrine. »Ja, das glaube ich allerdings. Layton hat mit einem Freund den Nebel durchfahren. Sie sehen ja selbst, was dabei herausgekommen ist.«

Pfarrer Dempsey nickte. Er war noch verhältnismäßig jung, vielleicht

ein paar Jährchen älter als ich. Trotzdem war sein Haar schon grau. Dicht und kräftig wuchs es auf dem Kopf.

»Der andere hieß Billy Hook«, sagte er leise.

»Und wo steckt er jetzt?«

»Keine Ahnung.«

Fieberhaft dachte ich nach. Als ich aus dem Gastraum gerannt war, hatte ich das Schreien gehört. Ob es etwas mit dem zweiten Mann, mit Billy Hook, zu tun gehabt hatte?

Möglich war es.

»Sie wissen etwas?« fragte der Pfarrer. Er schaute prüfend in mein Gesicht, als säße ich vor ihm zur Beichte.

»Wissen nicht, aber ahnen.« Ich berichtete ihm von meinem Verdacht.

»Ja, die beiden sind gefahren.« Der Pfarrer nickte. »Es ist schlimm gewesen, obwohl ich sie gewarnt hatte. Aber da kann man nichts machen, wirklich nicht.«

»Wollen Sie nicht gegen den Teufel kämpfen?« fragte ich ihn.

Seine Augen wurden groß. »Wie sprechen Sie?«

Ich beschloß, den Pfarrer über meine Funktion und meinen Beruf aufzuklären. Sein Gesicht nahm einen immer erstaunteren Ausdruck an. »Daß es so etwas gibt«, murmelte er immer wieder. »Ich kann es einfach nicht glauben.«

»Es ist aber so. Die höllischen Kräfte existieren, Herr Pfarrer. Das ist eine Tatsache.«

»Und was kann man dagegen unternehmen?«

»Viel und wenig.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Man kann immer nur Teilerfolge erringen«, erklärte ich. »Mehr ist nicht für uns drin.«

»Aber in der Bibel steht, daß die Hölle endgültig besiegt wird, Mr. Sinclair.«

»Das ist wahr, nur hat die Bibel den Zeitpunkt nicht erwähnt.«

Der Pfarrer nickte. »Ich habe gehört, daß der Nebel wandert. Er wird also auch auf die Stadt zukriechen. Und sie haben gesehen, was mit den beiden Männern geschehen ist. Die Folge: jeder Einwohner von Grynexxa kann in eine solche Situation geraten, oder nicht?«

»Sie haben den Nagel auf den Kopf getroffen.«

»Und was tut man dagegen?«

»Wir müssen die Menschen davon überzeugen, daß sie ihre Häuser verlassen.«

»Es wird schwer sein«, sagte der Pfarrer.

»Aber die einzige Möglichkeit.«

Der Geistliche nickte mir zu. »Kommen Sie mit. Hier halte ich es nicht mehr aus. Ich muß einfach zu den anderen.«

Der Meinung war ich auch.

Wir verließen das Pfarrhaus. Der Geistliche hatte noch eine Decke mitgenommen, die er über den Toten ausbreitete. Er schlug ein Kreuzzeichen. »Gott sei seiner Seele gnädig, trotz allem«, murmelte er.

Ich war schon vorgegangen, denn ich wollte sehen, wie weit sich der Nebel inzwischen voranbewegt hatte. Leider konnte ich keinen Blick aufs Meer werfen, weil die Kirchenmauer sich im Weg befand.

»Von wo aus kann man das Meer sehen?« erkundigte ich mich.

»Wir müssen noch ein Stück gehen.«

Wir schritten über den Kirchplatz. Die Ulmen verloren die Blätter. Lautlos segelten sie zu Boden, wo sich bereits ein bunter Teppich gebildet hatte. Ich hatte keinen Blick für dieses romantische Bild, sondern wollte den Nebel sehen.

Der Pfarrer schritt mit mir auf eine kniehohe Mauer zu. »Wenn sie da hinaufklettern, können Sie bis zum Hafen schauen.«

Ich folgte seinem Rat, stieg auf die Mauer und hatte tatsächlich einen freien Blick.

Im nächsten Augenblick glaubte ich, mein Herz würde stehenbleiben. Wie eine Wand stand der geheimnisvolle Nebel im Hafen.

Er hatte sogar schon einen Teil der Schiffe verdeckt, seine Ausläufer krochen an den Felsen der Steilküste hoch, doch die Hauptmasse war dabei, wie mit tausend Armen und Beinen in das Dorf zu kriechen.

Eins war mir klar.

Die Zeit, das Dorf zu evakuieren, hatten wir jetzt nicht mehr!

***

Dem Schauplatz am nächsten befand sich der Lebensmittelhändler.

Er hatte seinen Wagen dicht an der Einmündung der schmalen Gasse in die Hauptstraße geparkt.

Aus den Augenwinkeln nahm er wahr, wie Harriet Hook auf die Straße stürzte und eine gräßliche Gestalt sie verfolgte, an der Schulter packte und zu Boden warf.

Die Kundinnen ergriffen die Flucht. Sie ließen alles liegen und fallen. Da klatschten Tüten zu Boden, wurden zerrissen, und frisches Obst zerplatzte zu einem dicken Matsch.

Die Augen des Kaufmanns aber wurden riesengroß. Er konnte sich nicht vom Fleck rühren. Er sah die Axt im Kopf des Monsters und glaubte, einem bösen Traum erlegen zu sein.

Dann blitzte das Messer auf.

Das genau war der Moment, wo er aus seiner Erstarrung erwachte. Er befand sich nur wenige Schritte von der zusammengebrochenen Frau entfernt, und er mußte es einfach tun.

Der Kaufmann warf sich vor. Sein Kittel flatterte auseinander, als er schreiend auf das Monster zulief.

»Nein!« brüllte er. »Nein, um Himmels willen, lassen Sie das! Ich beschwöre Sie!«

Er ruderte mit den Armen, wollte den Unheimlichen stoppen, und der zuckte auch tatsächlich herum.

Er schaute den Lebensmittelhändler an.

Kalt und gnadenlos war sein Blick, und der Mann ahnte nicht, in welch eine Gefahr er sich begab.

Noch zwei Schritte.

Da hob der Unheimliche das Messer.

Er hatte ein neues Ziel gefunden, nicht mehr seine Frau, sondern den Mann, der den Mord verhindern wollte.

Er schleuderte die Klinge.

Das Messer wuchtete durch die Luft. Die Klinge überschlug sich dabei, bekam jedoch den richtigen Drall und hieb in die Brust des heranstürmenden Lebensmittelhändlers.

Der Lauf des Kaufmanns wurde gestoppt. Er riß beide Arme hoch, als wollte er sich an den Wolken festhalten, doch da war nichts, was ihm Halt geboten hätte.

Schwer stürzte er zu Boden.

Dicht neben der angststarren Frau blieb er liegen. Er hatte helfen wollen, dafür war er bestraft worden.

Der Unheimliche mit dem steinernen Gesicht lachte. Er ging zu dem Mann und zog das Messer wieder hervor. Er brauchte es noch für andere Opfer.

All diese Vorgänge waren innerhalb von Sekunden über die Bühne gelaufen. Eine Zeitspanne, die Suko und Bill benötigten, um sich erst einmal zu orientieren.

Sie waren hinter mir hergelaufen, allerdings hatte ich einen zu großen Vorsprung gehabt, denn als sie die Gaststätte verließen, war ich schon verschwunden.

Suko und Bill schauten sich um.

Leider nahm ihnen der parkende Lebensmittelwagen die Sicht auf die Vorgänge, sie sahen nur die flüchtenden Menschen und hörten auch die gellenden Schreie.

Bill und Suko spurteten los. Ihre Waffen lagen noch im Koffer, sie wollten aber keine Zeit verlieren, denn hier ging es wirklich um Leben und Tod.

Suko war schneller. Nach wenigen Schritten konnte er an dem parkenden Wagen vorbeischauen.

Und was er sah, ließ ihm die Haare zu Berge stehen.

Ein Mensch-Monster, in dessen Schädel eine Axt steckte, war dabei, einem am Boden liegenden Mann ein Messer aus dem Körper zu ziehen, schaffte es auch und wandte sich einer ebenfalls am Boden liegenden Frau zu, die den Arm erhoben hatte und so versuchte, den

Stich abzuwehren. Sie würde keine Chance haben.

Suko flog fast über den Boden. Von der gegenüberliegenden Seite sah er aus, als bestünde er nur aus einem Paar wirbelnder Beine.

Der Chinese wüßte, daß er zu spät kommen würde, er konnte den Tod der Frau durch einen körperlichen Einsatz nicht verhindern, deshalb versuchte er es anders.

Suko stieß einen gellenden Kampfschrei aus.

Der Schrei zitterte über die Straße und erreichte auch die Ohren des verwandelten Billy Hook.

Dessen Kopf zuckte herum. Für einen Moment vergaß er seine grausame Absicht.

Die Zeit reichte Suko.

Mitten im Lauf schnellte er sich ab. Ein Bündel Mensch, ein Kraftpaket hechtete flach durch die Luft, die Beine hatte er ausgestreckt, und mit den Füßen zuerst, die wie ein gewaltiger Schatten vor den Augen Hooks auftauchten, rammte er das Monster am Kopf.

Billy Hook wurde von der ungeheuren Wucht des Treffers zur Seite geschleudert. Diesmal riß er die Arme hoch und krachte auf das Pflaster. Aber so war er nicht zu besiegen, denn sofort warf er sich herum und sprang auf die Füße.

Mit einem gewaltigen Ruck riß er sich die Axt aus dem Schädel.

Er nahm sie in die linke Hand, während er in der rechten weiterhin sein Messer hielt.

Suko war ein paarmal um die eigene Achse gewirbelt. Sein Körper schien aus Gummi zu bestehen. Wie eine Katze federte der Chinese hoch und stellte sich dem Teufelsdiener.

Hook knurrte. Er sah gefährlich aus, und die beiden Waffen machten ihn zu einem mörderischen Gegner.

Suko hatte nur seine Fäuste. Aber er beherrschte Karate. Und damit hoffte er, das Monster auf Distanz halten zu können.

Er griff nicht an, sondern wollte den anderen kommen lassen.

Und auch Hook zögerte, so daß die beiden Gegner sich umschlichen wie zwei Katzen den heißen Brei.

Sie zogen ihre Kreise. Jeder wartete auf einen Fehler des anderen.

Wer würde zuerst eine Schwäche zeigen?

Die Umgebung war für Suko vergessen. Er konzentrierte sich nur auf den Schrecklichen. Aus den Augenwinkeln bemerkte er noch, wie die junge Frau aus der unmittelbaren Gefahrenzone kroch, sie hatte instinktiv richtig gehandelt.

Plötzlich griff Suko an.

Er rammte seinen rechten Fuß vor. Dieser Tritt war so blitzschnell geführt worden, daß er Hook an der Schulter traf und ihn herumschleuderte.

Sofort setzte Suko nach.

Ein zweiter Tritt traf den Hals des Monsters, doch Hook passierte nichts. Er drehte sich und hätte den Chinesen fast noch mit seiner Axt am Knöchel erwischt.

Dann stürzte er vor. Hook griff ohne Rücksicht auf Verluste an.

Er stieß mit dem Messer und schlug gleichzeitig mit seinem Beil.

Dabei war er schnell, und ein normaler Mensch hätte diesem Angriff nichts mehr entgegenzusetzen gehabt.

Nicht aber Suko. Er lag plötzlich am Boden, rollte ein paarmal um seine eigene Achse, und bevor Hook sich versah, hatte er ihn mit einer Beinschere umklammert.

Hook fiel.

Und genau in sein Messer. Schräg drang ihm die Klinge in die Schulter. Doch die Axt in seinem Kopf hatte ihm schon nichts ausgemacht, das Messer war für ihn nicht mehr als ein Mückenstich. Es behinderte ihn nur insofern, daß er es nicht mehr in der Hand hielt.

Suko säbelte mit seiner Handkante zu. Auf halber Höhe traf er Billy Hook. Die Wucht des Schlages trieb ihn wieder zu Boden, wo er sich sofort herumdrehte und auf die Füße schnellte.

»Suko! Weg!« Bill Conollys Stimme gellte über die Straße. Der Reporter hatte den Bentley aufgeschlossen und sich mit Waffen versorgt. Jetzt konnte Hook wirksam bekämpft werden.

Bill rannte herbei.

Hook führte gerade mit der Axt einen verzweifelten Rundschlag, doch der Chinese steppte zur Seite, und der Schlag verfehlte ihn.

Von der Wucht des eigenen Schlages wurde Hook nach vorn getrieben und hatte Mühe, sich auf den Beinen zu halten.

Für einen Moment achtete er nicht auf seine Umgebung.

Bill Conolly hatte freies Schußfeld. Er kniete auf der Straße, zielte genau und drückte dann ab.

Hell peitschte die Beretta auf. Ein kurzer Feuerstrahl zuckte aus dem Lauf, als die Kugel ausgestoßen wurde und mit tödlicher Präzision ihr Ziel fand.

Den Horror-Schädel des Monsters!

Billy Hook schien einen harten Schlag bekommen zu haben. Er wurde nach hinten getrieben, brüllte schaurig auf, und im nächsten Moment fiel sein Kopf auseinander.

Puffend löste er sich in eine Wolke von Staub auf, die träge über die Straße schwang. Nur sein Körper blieb noch liegen. In der Schulter steckte noch immer das Messer. Die Axt rutschte ihm aus der Hand. Dann bewegte er sich nicht mehr.

Das Monster war tot.

Langsam schritt Bill Conolly näher. Sekundenlang war es still geworden, wie die Ruhe vor dem Sturm.

Suko nickte dem Reporter zu. In gemeinsamer Arbeit hatten sie es geschafft, das gefährliche Wesen zu erledigen. Im nächsten Augenblick jedoch schrien zahlreiche Stimmen durcheinander.

Männer und Frauen redeten, jemand kreischte gellend, und Flüche ertönten.

Bill und Suko kümmerten sich nicht um die Einwohner. Die Frau war wichtiger.

Und auch der Lebensmittelhändler, unter dessen Körper langsam eine Blutlache hervorrann.

Bill sprach beruhigend auf die Frau ein, die sich in Weinkrämpfen schüttelte. Er sah auch ihre Verletzung am Arm, holte ein sauberes Taschentuch hervor und band die Wunde notdürftig ab.

Suko hatte den Lebensmittelhändler behutsam gedreht und den Kopf leicht angehoben.

Hart preßte der Chinese die Lippen zusammen. Die Wunde sah verflucht böse aus. Noch lebte der Mann, doch es war fraglich, ob er durchkommen würde. Auf jeden Fall mußte er schnellstens in ärztliche Behandlung. Er hielt die Augen halb geschlossen, der Atem drang röchelnd über seine Lippen.

Suko richtete sich auf. »Einen Arzt!« rief er.

Der Arzt kam nicht, dafür jedoch der Bürgermeister. Sein Gesicht war kalkweiß und vor Entsetzen gezeichnet. Er zitterte und war kaum zu einer vernünftigen Reaktion fähig.

»Ich brauche einen Arzt!« rief Suko ihn an. »Gibt es in diesem Ort einen Arzt?«

Der Bürgermeister gab keine Antwort. Suko wiederholte seine Forderung.

Da schüttelte Sullivan den Kopf.

»Soll mir der Mann denn unter den Händen wegsterben?«

»Wir haben wohl einen Sanitäter…« Sullivan stockte und rang die Hände. »Ich meine, einen Mann, der im Krieg als Sanitäter ausgebildet worden ist und unsere Kranken behandelt.«

»Toll«, knirschte Suko. »Wirklich toll. Wahrscheinlich zittert der Knabe so sehr, daß er nicht einmal beim Spritzen eine Ader trifft.«

Der Bürgermeister senkte den Kopf.

»Wo kann ich den Schwerverletzten hinbringen?«

»In die Gaststätte.«

Suko enthielt sich einer Antwort. Anscheinend spielte sich in diesem Ort das offizielle Leben nur in der Gaststätte ab.

Bill hatte inzwischen Harriet Hook auf die Beine geholfen. Die Frau stand unsicher auf den Füßen. Hätte Bill sie nicht gehalten, wäre sie gefallen.

Auch sie brauchte Hilfe.

»Dann lassen Sie den Quacksalber holen!« fuhr Suko den

Bürgermeister an.
Sullivan rannte weg.
Auch die anderen Einwohner hatten sich zurückgezogen. Viele waren wieder in ihre Häuser gegangen, dort aber hinter den Fenstern stehengeblieben.
Suko schaute die Straße hinunter. Da sie ein Gefälle besaß, konnte er bis zum Hafen sehen.
Plötzlich wurden seine Augen groß. »Bill!« rief er und deutete zum Hafen hin.
Der Reporter schaute ebenfalls. »Mein Gott«, flüsterte er. »Der Nebel. Er kommt…«

***

Am liebsten hätte ich mich weit weg gewünscht, aber ich mußte den Tatsachen ins Auge sehen.
Der Nebel war schneller als wir. Jetzt schafften wir es nicht mehr, die Einwohner aus dem Dorf zu schaffen. Die unheimliche, grauweiße Masse würde uns immer einholen.
Schaurig…
Ich sprang wieder von der Mauer. Pfarrer Dempsey sah meinem Gesicht an, daß etwas nicht stimmte.
»Was ist los?«
Ich erklärte es ihm.
Der Pfarrer wurde bleich. »Mein Gott«, flüsterte er, »dann haben wir keine Chance.«
Ich hob die Schultern. »Es ist zu spät, das Dorf zu evakuieren. Wir müssen uns etwas einfallen lassen.«
»Und was?«
Mit dieser Frage hatte der Geistliche den Nagel auf den Kopf getroffen. Was sollten wir tun?
Mein Blick glitt in die Runde. Noch war von der drohenden Gefahr nichts zu spüren. Vielleicht blieb uns eine halbe Stunde, mehr aber nicht. Sollten wir rennen?
Ich schaute auf die Kirche. Sie stand dort wie eine Trutzburg, ein Symbol des Guten, des Schutzes vor den Mächten der Finsternis. Ja, das war die Möglichkeit.
Wir mußten in die Kriche.
Das sagte ich auch dem Pfarrer.
Der Geistliche schaute mich groß an, dann warf er einen Blick auf seine Kirche, und in die Augen des Mannes trat ein harter Glanz.
»Ja«, sagte er mit fester Stimme. »Dieses Gotteshaus hat zahlreiche Stürme erlebt und ist nicht untergegangen, es wird auch heute dem Bösen trotzen. Unser Herr wird dafür sorgen, daß seine Feinde seinen Hort nicht zerstören können!«

Es tat gut, diesen Worten zu lauschen, auch sie gaben mir Kraft, weiterzukämpfen.

»Wie können wir die Menschen zusammenholen?« fragte ich den Pfarrer.

Jetzt lächelte er. »Ich werde die Glocke läuten. Die Sturmglocke wird sie sie hier auf dem Kirchplatz zusammenrufen, das ist unsere Chance. Gott sei uns gnädig.«

Ich verabschiedete mich.

Wohl war mir nicht, denn ich wußte nicht, wie es Suko und Bill ergangen war. Deshalb beeilte ich mich auch sehr, auf die Hauptstraße zu gelangen.

Zwischendurch konnte ich wieder einen Blick auf den Hafen werfen. Der Nebel war weitergekrochen. Die dort ankernden Schiffe konnte ich schon nicht mehr sehen, und erste Ausläufer wallten bereits auf die Straße zu.

Wir mußten uns beeilen.

Bill und Suko sah ich bereits von weitem. Und auch den Bürgermeister. Dann wurde mein Blick abgelenkt. Auf der Straße lag ein Mensch, Bill kümmerte sich um eine Frau, und als ich ein paar Schritte weiterlief, sah ich eine zweite Person auf dem Boden liegen.

Ohne Kopf!

Da wußte ich, daß es meine Freunde geschafft hatten. Doch um welchen Preis? Hatte es vielleicht Opfer gegeben?

Ich lief jetzt schneller. Bill sah mich und winkte mir zu. Wenig später stand ich neben ihm und hörte mir seinen Bericht an.

Er war deprimierend.

»Wir konnten nichts machen«, sagte der Reporter und deutete auf den schwerverletzten Lebensmittelhändler. »Ich hoffe nur, daß wir ihn durchbekommen.«

Ein älterer Mann kümmerte sich um ihn. Neben ihm stand eine aufgeklappte Tasche.

»Der Arzt?« fragte ich.

Bill schüttelte den Kopf. »Nur ein Sanitäter. Einen richtigen Arzt gibt es hier nicht.«

Verdammt, das war wirklich eine Schande.

»Wie geht es dem Küster?« wollte ich wissen.

»Er ist immer noch bewußtlos.«

Dann berichtete ich Bill, was ich mit dem Pfarrer ausgemacht hatte. Suko und der Bürgermeister hörten zu.

»Ist es so schlimm?« fragte Sullivan.

»Schlimmer«, erwiderte ich.

Der Sanitäter hob den Kopf. »Ich hoffe, daß er durchkommt«, sagte er, »aber er braucht Ruhe und muß still liegenbleiben.«

»Wir werden ihn auf eine Kirchenbank betten«, sagte ich.

Suko hatte inzwischen unseren Einsatzkoffer geholt. Auch sein Gesicht war ernst.

Und der Nebel kroch weiter.

Himmel, wann endlich läutete der Pfarrer die Glocke?

Ich hatte den Gedanken kaum zu Ende gedacht, als der Glockenklang durch das Dorf hallte.

Nicht festlich oder feierlich, sondern hektisch und aufgeregt kam er mir vor.

Kaum schwangen die ersten Echos zwischen den Häusern, da stürmten die Menschen ins Freie. Sie wußten um die Gefahr, erlebten dies nicht zum erstenmal.

Ich sah Männer, Frauen und Kinder. Die Frauen hielten ihre Kinder umklammert. Sie hatten die Kleinen auf den Arm genommen und rannten so schnell sie konnten. Manche trugen auch Taschen, in die sie rasch einige Habseligkeiten eingepackt hatten.

Wir mußten uns um die Verletzten kümmern.

»Ich nehme ihn«, sagte Suko und deutete auf den Lebensmittelhändler.

»Aber seien Sie vorsichtig«, warnte der Sanitäter.

»Denken Sie, ich trage einen Sack Kartoffeln?« fragte der Chinese zurück.

Er hievte den Mann hoch. Wie ein kleines Kind trug er ihn auf beiden Armen quer über die Straße, wobei der Sanitäter neben ihm herlief und keinen Blick von dem Verletzten ließ.

Ich kümmerte mich um den Küster. Er war inzwischen erwacht, hockte im Gastraum an der Wand und stöhnte. Jemand hatte seinen Kopf schon verpflastert.

»Können Sie laufen?« fragte ich ihn.

»Ver… versuchen.«

Ich half ihm hoch. Er stand und setzte dann ein Bein vorsichtig vor das andere.

Es ging einigermaßen.

Der Bürgermeister kümmerte sich um ihn und stützte ihn.

Noch immer läuteten die Glocken. Einige Nachzügler rannten noch aus den Häusern. Männer, die ihre vorsintflutlichen Gewehre aus Verstecken geholt hatten.

Ich mußte lächeln. Damit konnten sie wirklich kaum etwas anfangen, aber ich wollte ihnen den Mut nicht nehmen.

Drei Personen blieben zurück.

Harriet Hook, Bill Conolly und ich. Bill kümmerte sich um die Frau. Beruhigend sprach er auf sie ein, doch ihr Weinen war nicht mehr zu stoppen.

»Komm endlich!« drängte Bill.

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, ich will noch mal zum Hafen runter.«

»Bist du verrückt?«

»Ich gehe ja nicht in den Nebel hinein.«

Bill schaute mich an, dann hob er die Schultern. Er nahm auch den Koffer mit.

Allein blieb ich auf der menschenleeren Straße zurück.

Es war still geworden nach all der Hektik der vergangenen Minuten. Und diese Stille lastete irgendwie schwer. Sie bedrückte mich.

Ich ging ein paar Schritte vor und hatte jetzt einen besseren Blick auf den Hafen.

Der Nebel kroch heran.

Unaufhörlich, wie eine gewaltige Walze, die alles niederpreßte, was sich ihr in den Weg stellte.

Ein grauenhafter Anblick. Selbst der Wind schien eingeschlafen zu sein, er hatte sich zurückgezogen, als würde er sich vor der gewaltigen Nebelwand fürchten.

Ich wischte mir über die Augen. Dann ging ich langsam weiter.

Mein Kreuz hatte ich vor die Brust gehängt. Ich hoffte, daß es mich schützen würde.

Dieser Nebel kam nicht von ungefähr. Er mußte tief im Verborgenen seinen Ursprung haben. Nur wo? Wer hatte ihn geschickt? Wirklich der Teufel oder einer seiner Diener? Bei der zweiten Möglichkeit kamen mehrere in Betracht, unter anderem auch Asmodina und Dr. Tod mit seiner Mordliga.

Ich wußte keine Antwort, hoffte jedoch, eine zu finden.

Vom Kirchplatz her wehten Stimmen zu mir herüber. Ich dachte an die zahlreichen Menschen, die sich in Gefahr befanden und sich deshalb in den Schutz des Gotteshauses begaben.

Würde es etwas nützen?

Scharf sog ich die Luft ein und drehte mich um, als ich in meinem Rücken hastige Schritte hörte.

Der Wirt aus dem Gasthaus hastete quer über die Straße. Der dicke Mann hatte seine Geldkassette unter den Arm gepreßt und brachte sich und den Mammon in Sicherheit.

Eigentlich bezeichnend für die Menschen von heute. Der Wirt machte da kein Ausnahme. Allerdings hatte er es so eilig, daß er stolperte und der Länge nach hinfiel. Die Kassette überstand den Schlag nicht, sie sprang auf, so daß Münzen und Scheine auf die Straße rollten.

Der Wirt schrie und raffte alles wieder zusammen. Dann rannte er weiter.

Auch ich ging.

Die Straße führte jetzt steiler bergab, ich schaute direkt auf den kleinen Hafen.

Was heißt Hafen?

Davon war kaum etwas zu sehen.

Der Nebel hatte sich so ausgebreitet, daß der kleine Hafen nur zu ahnen war. Auch die Masten der ankernden Schiffe sah ich nicht mehr, nicht mal als Schemen.

Mich interessierte vor allen Dingen, ob Menschen in der Nähe waren. Deshalb ging ich dem Nebel entgegen.

Ich hatte mich nicht getäuscht.

Weiter unten, schon dicht an den ersten Ausläufern des Nebels, flog plötzlich das obere Fenster eines kleinen Hauses auf. Im nächsten Augenblick erschien das Gesicht einer alten Frau. Sie beugte sich noch weiter vor, schaute auf den Nebel und schien in ihrer Haltung buchstäblich zu erstarren.

Ich brüllte. »Kommen Sie heraus!« Gleichzeitig begann ich zu rennen, und meine Füße kümmerten hart auf dem Kopfsteinpflaster. Die Geräusche wurden als Echos von den Hauswänden zurückgeworfen. »Beeilen Sie sich, schnell!«

Die Frau drehte den Kopf, sah mich und rief: »Ich kann nicht. Ich bin gelähmt!«

Verflixt.

Ich warf einen Blick nach vorn. Noch hatte ich eine kurze Galgenfrist, die ich unbedingt nutzen mußte. Ich rannte noch schneller.

Das Kreuz flog von einer Seite zur anderen, klatschte mir buchstäblich rechts und links gegen den Kopf.

Endlich hatte ich das Haus erreicht. Ich sah eine winzige Tür, die zum Glück nicht verschlossen war, stolperte über die hohe Schwelle und entdeckte eine steile Holztreppe, die nach oben führte, wo sich auch das Fenster befand, aus dem die Frau geschaut hatte.

Ich jagte die Stufen hoch. Meine Sätze waren wirklich zirkusreif.

Ich hörte das Rufen der alten Frau und wußte, wohin ich mich zu wenden hatte.

Nach links.

Zwei Schritte weiter stand die Tür eines Zimmers bis zum Anschlag hin offen.

Einen Atemzug später war ich im Raum. Die Frau hockte in einem Sessel vor dem offenen Fenster, durch das Kühle in den Raum drang. Sie schaute mir aus großen Augen entgegen. Über die Knie hatte sie eine Decke gelegt, das graue Haar war im Nacken zu einem Knoten gebunden.

»Der Nebel«, flüsterte sie. »Er wird uns fressen. Ich – ich merke es. Das Böse kommt…«

Da sagte sie mir nichts Neues. Ich war mit einem Satz bei ihr und fragte: »Können Sie laufen?«

Sie schüttelte den Kopf.

Ich bückte mich und hob sie hastig aus dem Sessel. Mit ihr auf den

Armen verließ ich den Raum.
Schon beim Hochlaufen war es nicht einfach gewesen, die steile Treppe hinter sich zu lassen. Der Rückweg gestaltete sich wesentlich schwieriger.
Mit der Frau auf den Armen mußte ich vorsichtig und Schritt für Schritt die Stufen nehmen.
»Wir werden nicht fliehen können«, sagte sie mir. »Der Teufel ist stärker, auch meine Gebete haben nicht geholfen.«
Ich lachte, obwohl mir beileibe nicht danach zumute war. »Wir schlagen dem Teufel ein Schnippchen.«
»Sie sind sehr mutig, aber gegen die Hölle hat noch niemand gewonnen, glauben Sie mir.«
»Abwarten.«
Ich nahm die letzten drei Stufen. Die Haustür stand noch offen.
Ich schaute jetzt an der Schulter der Frau vorbei auf die Hauptstraße von Grynexxa.
Mir stockte der Atem.
Die Frau hatte recht gehabt.
Der Nebel war schon da!

***

Zwei Sekunden blieb ich stehen!
Diesen Schock mußte ich erst einmal überwinden. Zwar hatten bisher nur die Ausläufer der gewaltigen Nebelwolke das Haus erreicht, aber wenn ich den Schutz verließ, umwallten die grauen Wolken meine Füße und die Schienbeine.
Allein hätte ich den Schritt gewagt, aber ich hatte eine Frau bei mir, und ich war mir nicht sicher, ob das Kreuz mich und wenn, auch die Frau schützen würde.
Eine verfluchte Zwickmühle, in der ich steckte.
Und der Nebel wurde dichter.
Deutlich sah ich die feinen Schlieren, die wie Bänder über den Boden streiften, als würde irgendwo jemand stehen und sie weiterziehen. Dabei quirlte und rollte es innerhalb der Wolken. Als würde der Nebel leben und keine tote Materie sein.
»Jetzt können wir nicht mehr weiter, nicht wahr?« hörte ich die Stimme der alten Frau dicht an meinem Ohr.
»Schwerlich. Gibt es eine andere Möglichkeit?«
»Über die Dächer.«
Holla, die alte Dame hatte gar nicht so unrecht. Vielleicht konnte ich wirklich über das Dach fliehen. Aber mit ihr auf den Armen?
»Versuchen wir es, junger Mann«, spornte sie mich an. Während dieser Worte erinnerte sie mich stark an Mrs. Goldwyn, die Frau, die ich vor einem Werwolf gerettet hatte, und deren Hobby es war,

Horror-Romane zu lesen.
Ich drehte mich um und stieg die Treppe wieder hoch. Langsam merkte ich auch das Gewicht der Frau, obwohl sie wirklich nicht sehr viel wog.
»Und nun?« fragte ich, als wir oben standen.
Mit ihrem dürren Finger deutete sie schräg in das Dämmerlicht unter dem Dach.
»Da ist eine Luke.«
Ich sah sie erst, als ich zwei Schritte davorstand.
»Mein seliger Mann hat sie nachträglich eingebaut, weil er immer auf das Dach kletterte, um die Sterne zu beobachten.«
Im Nachhinein beglückwünschte ich den Mann zu seinem Hobby.
Die Luke ließ sich leicht ziehen. Nur das Klettern mit der Frau würde schwierig werden.
»Stehen kann ich«, sagte sie.
Da war ich beruhigt.
Ich setzte sie ab, machte einen Klimmzug und stieg als erster durch die Luke. Von hier oben hatte ich einen besseren Blick und konnte auch auf die Treppe sehen. Der Nebel quoll bereits ins Haus und umwölkte die ersten Stufen, wobei er immer höher getrieben wurde.
Langsam wurde es gefährlich, und wir mußten sehen, daß wir wegkamen.
Der Speicher war ziemlich niedrig und vor allen Dingen schmutzig. Ich legte mich lang hin und streckte den Arm durch das offene Fenster so weit, daß die alte Frau meine Hand umfassen konnte.
Sie griff zu.
Mit einem Ruck zog ich sie in die Höhe. Es ging leichter, als ich gedacht hatte. Als sie auf dem Boden hockte, funkelte sie mich an.
»Sie sind ein richtiger Kavalier.«
Das Gefühl hatte ich nicht. Kopfschüttelnd lief ich über den Speicher auf ein schräges Fenster zu. »Wie ist ihr Mann eigentlich immer durch die Luke gekommen?« fragte ich.
»Er hat die Leiter aus dem Keller geholt.«
Damit war alles gesagt.
Das Dachfenster war kleiner als die Luke, trotzdem größer als die normalen. Es bereitete mir keinerlei Schwierigkeiten, hinauszuklettern.
Ich holte die Frau nach.
Dann lagen wir dicht nebeneinander auf dem schrägen Dach.
Himmel, war das ein Gefühl, aber ich konnte zum erstenmal richtig über das Dorf schauen.
Was ich sah, war nicht ermutigend.
Der Nebel war schon so weit fortgeschritten, das es schwer sein würde, die Kirche zu erreichen. Auf jeden Fall durften wir keine

Sekunde mehr unnötig verlieren.
Hinter dem Dach befand sich ein Schuppen. Und sein Dach war nur zwei Yards entfernt.
Die Distanz überwand ich mit der Frau auf dem Rücken. Ich landete gut, doch das Gewicht warf mich nach vorn, so daß ich Mühe hatte, mich abzustützen.
Aber es ging alles glatt.
Hinter dem Schuppen sah ich in einen kleinen Garten, der noch nicht vom Nebel bedeckt war.
Wieder sprang ich.
Diesmal dämpfte Rasen meinen Fall. Trotzdem fiel ich der Länge nach hin, und die Frau rutschte von meiner Schulter. Sie schimpfte, aber nicht auf mich, sondern auf ihre Krankheit.
Ich packte sie mir, hievte sie wieder auf meine Arme und schlug einen gewaltigen Bogen durch die Gärten, um wieder an die Hauptstraße zu gelangen.
Ich blickte nach rechts und schluckte.
Vom Hafen her rollte der Nebel heran.
Lautlos, wie ein gefährliches, schleichendes Gift. Er bedeckte jedes Haus, kroch durch jede Ritze, es gab praktisch nichts, wo er nicht hineinkam.
Schrecklich…
Ich schüttelte mich unwillkürlich, und die alte Dame merkte es.
»Haben Sie Angst?«
»Ja.«
»Ich auch.«
»Dann sind wir uns ja einig.«
Humor hatte sie. Und das gefiel mir. Mit meiner menschlichen Last überquerte ich hastig die Fahrbahn und tauchte in eine schmale Gasse zwischen zwei Häusern ein.
»Jetzt nach rechts«, wies mich die Frau an. »Springen Sie einfach über den Zaun.«
Himmel, ich war doch kein Gaul, schaffte es dennoch und versank mit den Füßen im Hühnermist. Die Tiere hatten sich vor der drohenden Gefahr verkrochen.
Ich lief quer durch den ungepflegten Garten. Mein Atem ging keuchend. Lange würde ich die Frau nicht mehr halten können, da verlangte man einfach ein wenig zuviel von mir.
Abermals sollte ich einen Zaun überklettern, doch er war so morsch, daß ich ihn kurzerhand durchbrach. Wir erreichten einen schmalen Weg, den ich keuchend entlangstolperte, und schließlich sah ich die Kirchenhecke vor mir.
Geschafft!
Ich wandte mich nach rechts. Parallel zur Hecke lief ich entlang,

schlug an deren Ende einen Bogen nach links und gelangte auf den Platz vor der Kirche.

Er war noch frei!

Oder fast.

Von der gegenüberliegenden Seite krochen die langen Schwaden auf den Platz zu. Die Wand rollte immer näher, die grauweiße, gefährliche, lautlose, schleichende Hölle. Wenn man sie so anschaute, konnte man schon Angst bekommen, und auch ich schluckte.

Das Kirchenportal war noch nicht völlig geschlossen. Pfarrer Dempsey stand in der offenen Tür und winkte mir zu.

»Endlich, Mr. Sinclair, endlich.«

»Jetzt weiß ich wenigstens, wie mein Retter heißt«, sagte die Frau und lachte.

Ich gab keine Antwort, denn ich brauchte meinen Atem. Wie ein Betrunkener stolperte ich über den Platz. Trotz des herankriechenden Nebels lief der Pfarrer mir entgegen. Ohne etwas zu sagen, nahm er mir die Last ab.

»Wir hatten Sie schon vermißt, Mrs. Corcoran.«

»Ach, Unkraut vergeht nicht.«

Der Geistliche ließ mich vorbei. Erschöpft stolperte ich in die Kirche, wo die anderen angstvoll warteten.

Dann rammte der Pfarrer die Tür hinter mir zu.

Und der Nebel draußen kroch näher…

***

Viel sah ich nicht von der Kirche. Die Gesichter der Menschen verschwammen vor meinen Augen, überhaupt schien sich alles zu drehen, und die Stimmen vernahm ich nur als fernes Gemurmel.

Am Taufbecken stützte ich mich ab, blieb gebückt stehen und atmete erst einmal tief durch. Mein Herz pumpte wie das bei einem Langstreckenläufer, der Schweiß lag mir auf dem Gesicht, und so dauerte es einige Zeit, bis ich wieder voll da war.

Bill und Suko standen neben mir.

»Alles klar?« fragte der Reporter.

Ich nickte. »Himmel, das war ein Lauf!« keuchte ich noch immer schweratmend. »Der hat mich ganz schön geschlaucht. Was ist mit der alten Dame?«

»Sie befindet sich bei den anderen«, sagte Suko.

Die anderen!

Ich schaute mich um. Der Innenraum der Kirche hatte tatsächlich alle Einwohner aufgenommen. Sie standen bis oben hin zum Altar.

Das große Holzkreuz war kaum zu sehen.

In sämtlichen Gesichtern sah ich den gleichen Ausdruck.

Angst!

Angst vor der ungewissen Zukunft.
»Wie geht es den Verletzten?« fragte ich Bill.
»Der Kaufmann lebt noch.«
Das war eine gute Nachricht.
»Und wie sieht es draußen aus?« wollte der Chinese wissen.
Ich winkte ab. »Verdammt schlimm. Der Nebel kriecht näher und näher.«
Ich senkte die Stimme, weil niemand etwas mitbekommen sollte.
»Das heißt, er wird auch die Kirche nicht verschonen«, meinte Bill.
Ich hob die Schultern.
Diese Geste war bezeichnend. Was wußte ich schon? Woher kam der Nebel? Welch einen Ursprung hatte er? Keiner ahnte etwas, und auch die Einheimischen konnten mir nicht helfen.
»Hast du die Waffen?« wandte ich mich an Suko.
Der nickte. »Willst du den Dolch haben?«
»Nein, Kreuz und Beretta reichen.« Bei dem Wort Kreuz fiel mir etwas ein, und ich wandte mich an den Pfarrer. »Sie haben doch hier ein großes Kreuz in der Kirche?«
»Sicher.«
»Holen Sie es.«
»Wieso? Ich…«
»Bitte!«
Er schaute mich an, nickte und verschwand. Ich sah, wie er sich durch die Menge drängte.
»Was hast du vor?« erkundigten sich Bill und Suko wie aus einem Munde.
»Ich will sehen, ob das Kreuz den Nebel aufhält.«
Die Freunde schwiegen.
Leider konnte ich nicht sehen, wie weit der Nebel draußen schon vorgedrungen war. Die Fenster der Kirche lagen einfach zu hoch.
Man hätte schon eine Leiter haben müssen.
Aber die Kirchenbänke taten es auch. Links vom Taufbecken standen zwei kleine Betbänke an der Wand.
»Faß mal mit an«, forderte ich Suko auf.
Der Chinese begriff sofort. Wir hoben die Bank an. Zahlreiche Blicke begleiteten uns, als wir die Bank unter ein Fenster trugen und dort abstellten.
Während Suko die Bank festhielt, kletterte ich hinauf. Das Fenster war lang und ziemlich hoch. Zudem hatte er gefärbte Scheiben, so daß es schwer war, nach draußen zu schauen. Ich hob meinen Körper noch etwas an, verlagerte das Gewicht auf die Zehenspitzen, kniff ein Auge zu und lugte durch einen helleren Spalt nach draußen.
So konnte ich besser sehen.
Der verfluchte Nebel hatte tatsächlich den Platz überschwemmt.

Ich hatte das Gefühl, als würde die Kirche in einem gewaltigen wogenden Meer stehen.

Und der Nebel wurde immer dichter. Er stieg ständig, kroch an den Mauern hoch und hatte schon fast die untere Seite des Fensters erreicht.

Ein Wahnsinn.

Ich sprang wieder nach unten.

»Und?« fragte mich Suko.

»Wir sind vom Nebel eingeschlossen«, erklärte ich.

Ich hatte leise gesprochen, aber die anderen hatten mich beobachtet. Ein Mann rief: »Wir wollen wissen, was geschehen ist? Wo ist der Nebel? Hat er sich verzogen?«

Lügen konnte ich nicht. Ich mußte ihnen die Wahrheit sagen, denn sonst hätten sie sich selbst überzeugt, was unter Umständen tödlich für sie gewesen wäre.

»Der Nebel ist noch da!« rief ich. Meine Stimme hallte durch das kahle Kirchenschiff. »Niemand kann jetzt nach draußen. Wir müssen zusammenbleiben!«

»Und wenn er in die Kirche kriecht?«

Da wußte ich auch keine Antwort, hoffte jedoch, daß dies nicht eintrat.

»Seien Sie ruhig!« rief der Pfarrer.

»Sie können mir doch nicht das Wort verbieten!« schrie der andere zurück. »Wir sind Gefangene, wir werden vor die Hunde gehen. Da nützt auch diese Kirche nichts.«

Bill und ich warfen uns warnende Blicke zu. Wenn dieser Kerl weiter Terror machte, konnte er unter Umständen eine Panik unter den Menschen auslösen. Das war das Allerletzte, was wir brauchen konnten.

Ich stellte mich auf die Zehenspitzen, um besser sehen zu können. Doch dieser Krakeeler kam bei Pfarrer Dempsey gerade an die richtige Adresse. Der Geistliche stellte sein Kreuz zur Seite und schlug aus der gebückten Haltung heraus zu.

Seine flache Hand klatschte in das Gesicht des Mannes, der zurückfuhr und sich seine Wange rieb.

»Reicht das?« fragte der Pfarrer kalt.

Der Mann schwieg.

»Der Zorn der Gerechten geht oft unkomplizierte Wege«, erklärte der Pfarrer. Und zu den anderen gewandt meinte er: »Wir dürfen jetzt nicht den Mut verlieren, sondern müssen zusammenhalten, was immer auch geschehen mag.«

Die Gemeinde, von dem schlagkräftigen Beweis ihres Geistlichen noch beeindruckt, nickte.

Der Pfarrer nahm sein Kreuz auf und schritt in den hinteren Teil der

Kirche, wo wir warteten.
Man machte ihm respektvoll Platz.
Vor uns blieb er stehen. Als er mein Lächeln sah, sagte er: »Ja, es ist so, Mr. Sinclair. In dieser Stadt gibt es gute und weniger gute Menschen. Gaylord war einer von den weniger guten. Hin und wieder muß ihn jemand in seine Grenzen weisen. Und warum nicht mal ein Pfarrer?«
Ich dachte daran, daß mich während meiner Kindheit auch immer unser Pastor verhauen hatte und nickte. »Ja, das muß wohl mal sein«, erwiderte ich.
Das Kreuz nahm ich dem Geistlichen aus der Hand.
Es hatte sein Gewicht. Aus der Entfernung gesehen, schaute es gar nicht so stabil aus, aber man hatte es aus massivem Holz gefertigt, das spürte ich.
»Was wollen Sie mit dem Kreuz?« fragte mich der Geistliche, obwohl er meine Antwort schon ahnte.
Ich deutete auf die Tür.
Der Pfarrer nickte. »Gottes Segen beschütze Sie«, flüsterte er.
»Und das hier«, sagte ich und zeigte auf mein geweihtes Kreuz. »Es ist mein sicherster Helfer.«
Ich ging.
Bill und Suko machten einen letzten Versuch. Sie wollten mich begleiten, doch ich lehnte ab. »Es ist ja nur ein Test.«
Sie ließen sich nicht beirren. Suko war als erster an der Tür, legte die Hand auf die Klinke und schaute mich an.
Ich nickte ihm zu.
Der Chinese zog das schwere Portal auf. Es gab keinen Vorraum, man gelangte direkt nach draußen, und sofort wehten die ersten Nebelfetzen in das Innere der Kirche. Es sah so aus, als würden sie von hinten Nachschub bekommen, und ich schlüpfte schnell durch den Spalt.
»Die Tür zu!« rief ich.
Suko drückte sie ins Schloß.
Ich aber sah mich einer gefährlichen, wallenden Wand gegenüber. Wie schon zuvor hatte ich das Gefühl, dieser Nebel würde leben. Er bewegte sich, er kroch, er wallte, aber seltsamerweise machte er um mich einen Bogen.
Trotzdem spürte ich das Fremde, das Unheimliche, das in dem Nebel lauerte.
Fest hielt ich das Holzkreuz umklammert, konzentrierte mich auf die bösen Stimmen aus dem Nebel und merkte, wie etwas in mein Gehirn dringen wollte, doch irgendeine Sperre hinderte es daran.
Mein silbernes Kreuz? Oder beide Kreuze zusammen? Wie dem auch sei, ich hielt dem Nebel stand.

Plötzlich hörte ich irgendwo ein Pfeifen, und im nächsten Augenblick wallte eine extrem große Nebelwolke hoch, die mich völlig einhüllte.

Einem ersten Impuls folgend, wollte ich zurück, doch ich verließ mich auf die Kräfte meines Kreuzes und blieb stehen.

Und nun begann ein mörderischer Kampf. Gut gegen Böse. Seit Urzeiten programmiert und immer wiederholbar.

Der Nebel attackierte mich. Und mit ihm die in ihm steckenden Boshaftigkeiten und Gestalten. Hatte nicht irgend jemand von Nebelgeistern gesprochen?

Ja, sie waren vorhanden, und ich sah sie auch. Schaurige Gestalten, Ausgeburten der Hölle. Verzerrte Fratzen, Schemen, Gebilde, unzählige Arme und Beine, vereint mit dem Nebel, die nach mir greifen wollten.

Ich war eisern und blieb stehen.

Mit beiden Händen hatte ich das schwere Holzkreuz gepackt. Ich stemmte es mit der unteren Kante gegen mein Knie, damit ich besser Halt hatte, meine Lippen waren fest zusammengepreßt, die Augen weit aufgerissen, damit sie den Nebel besser durchdringen konnten.

Aber ich sah nichts, nur die verdammten Gestalten, die den höllischen Reigen um mich herumtanzten. Noch materialisierten sie nicht, noch hielten sie sich zurück, aber sie wollten mir trotzdem an den Kragen, nur, da war das geweihte Silberkreuz, das als zusätzliche Kraftquelle um meinen Hals hing.

Das Kreuz strahlte. Ich sah es, wenn ich den Blick ein wenig senkte. Es hatte eine Aura um sich verbreitet, die auch mir Schutz gab. Doch das Holzkreuz wurde angegriffen. Es war zwar geweiht, aber es besaß nicht die Stärke wie mein Silberkreuz.

Ich konnte sehen, wie der Nebel regelrechte Spiralen um das Kreuz bildeten, wie sich kleine, gelb schimmernde Tropfen auf das Holz setzten und damit begannen, es langsam, aber sicher zu zerfressen.

Säure!

Dieser Nebel wirkte wie Säure!

Das Holz begann zu qualmen, und ich bekam mit, wie es sich auflöste. Das Holz wurde brüchig, der obere Teil des Kreuzes fiel nach vorn und kippte zu Boden.

Plötzlich entstand ein Knirschen, und im nächsten Augenblick riß das Gefüge auseinander.

Das Kreuz wurde zerstört.

Aus…

Ich hielt nur noch Reste in den Händen. Dieser Nebel hatte mir klargemacht, daß er sich durch ein einfaches Kreuz nicht stoppen lassen würden.

Wie aber dann?

Sich darüber Gedanken zu machen, war müßig, jetzt ging es primär

um die Rettung der Menschen, die sich in der Kirche so hoffnungsvoll versammelt hatten.

Der Nebel war höher gestiegen. Ich sah über mir nur die grauweiße Wolkenbank, in der es quirlte und brodelte. Die Gestalten hatten sich zurückgezogen. Ich dachte auch darüber nach, wer diese Nebelgeister wohl waren.

Seelen aus dem Totenreich? Dämonenseelen? Kaum, denn die gerieten in das Reich des Spuks, und der gab sie nicht frei, bis auf eine Ausnahme, Dr. Tod.

Plötzlich horchte ich auf.

Stöhnen, Jaulen und Wehklagen war an meine Ohren gedrungen.

Es kam aus dem Nebel. Ich stierte mir fast die Augen aus dem Kopf, um etwas sehen zu können, aber nichts.

Oder?

Doch, da waren Gestalten. Und sie schwebten auch nicht, sondern schritten durch die Nebelwand, standen mit ihren Beinen fest auf dem Boden. Ich hörte auch Stimmen, Kommandos erschollen, häßliches Lachen ertönte, ein Schuß fiel…

Ein Schuß?

Auf einmal wurde mir klar, daß der Schuß nicht draußen abgegeben worden war, sondern im Innern der Kirche.

Dort mußte der Teufel los sein.

Sofort drehte ich mich um, ließ das letzte Stück des Holzkreuzes fallen und rüttelte an der Klinke.

Das Portal war verschlossen!

***

Die Angst der Menschen steigerte sich!

Kaum jemand wagte noch zu sprechen – und wenn, dann taten sie es flüsternd. Sie hockten in den Bänken, hatten die Hände zum Gebet gefaltet und schauten ängstlich zu den Fenstern der Kirche hoch, als erwarteten sie jeden Augenblick den Einbruch des Mördernebels.

In der Tat hatte der Nebel bereits die Fenster erreicht. Er trübte die Scheiben, machte hinter den Fenstern alles unklar und verschwommen. Er war da, das wußten alle.

Der Pfarrer stand bei Bill Conolly und Suko. Auch sie sprachen nicht, sondern schauten angestrengt und betreten zu Boden. Niemand wußte einen Ausweg, und die Gedanken der Männer drehten sich um den, der die Kirche verlassen hatte, um sich den Nebelgeistern zu stellen.

Bill schlug mit der Faust gegen seine flache Hand. »Aber es muß doch ein Motiv geben«, sagte er. »Verdammt noch mal, es muß einfach.« Er schaute den Pfarrer dabei an.

Der Geistliche hob die Schultern. »Ich weiß es nicht.«

Niemand hatte bisher auf den alten Zybbak geachtet. Durch das

Seitenschiff der Kirche hatte er sich angeschlichen und stand jetzt in der Nähe der Männer. Er räusperte sich und sagte: »Sie suchen nach einer Erklärung?«

Die drei Männer fuhren herum.

»Du, Zybbak?« fragte der Pfarrer.

»Ja, ich.« Der Alte grinste zahnlos. »Wie ich sehe, kommt ihr nicht weiter.«

»Stimmt.« Bill nickte.

Zybbak kam noch einen Schritt vor. »Ich weiß, weshalb uns dieses Schicksal beschert wird«, flüsterte er.

Der Geistliche schaute skeptisch, Bill und Suko jedoch interessiert. »Reden Sie schon«, sagte der Reporter.

»Die Geschichte liegt lange zurück, und die Leute von Grynexxa sind selbst daran schuld, daß sie dieses Schicksal getroffen hat, das mal vorweggenommen. Der Nebel ist eine Strafe für das, was vor langer Zeit einmal geschah.«

»Fang nur nicht mit der alten Geschichte an«, redete der Pfarrer dazwischen.

»Doch, das muß ich.«

»Unsinn!«

»Lassen Sie ihn doch«, sagte Bill Conolly. »Oft ist an diesen Legenden viel Wahres dran.«

»Wenn Sie meinen…«

Der alte Zybbak begann wieder zu sprechen. »Also es ist so«, sagte er. »Vor 150 Jahren, als dieser Ort hier noch in voller Blüte stand und sehr reich war, strandete draußen vor den Klippen ein Schiff. Die Menschen sahen es wohl, aber niemand griff ein, weil es ein französisches Schiff war. Und die Franzosen waren verhaßt. Unsere Leute standen am Kai und schauten zu, wie das Schiff sank. Menschen, die sich retten wollten, wurden wieder ins Wasser gestoßen, man wollte keine Franzosen an Land haben. Nun, das Schiff sank, aber bevor es unterging, zeigte sich der Kapitän noch einmal an Deck und stieß einen schaurigen Fluch aus. Irgendwann würden sie zurückkommen und grausame Rache nehmen. Ihre Körper starben zwar, aber ihre Seelen würden sich mit den Geistern des Nebels verbünden, und wenn der Tag reif war, wenn einer sie aus dem Meer holte, dann sollten die Menschen dieses Ortes fürchterlich bestraft werden. Das ist geschehen, die Nebelgeister sind zurückgekehrt, wir müssen darunter leiden.«

Bill und Suko hatten zugehört, während der Pfarrer immer wieder abwinkte. »Das glaube ich einfach nicht«, sagte er. »Das können Sie mir nicht erzählen.«

»Es stimmt aber.« Der alte Zybbak schaute Bill und Suko an.

»Glauben Sie mir?«

»Im Prinzip schon«, meinte der Reporter. »Was sagst du, Suko?«
Auch der Chinese nickte.
»Aber Sie sagten vorhin, daß ein anderer noch dahintersteht. Wer kann das sein?«
»Keine Ahnung. Irgendein Magier, der sich sehr gut auskennt und die Nebelgeister beschwören kann.«
Bill und Suko schauten sich an.
Zybbak bemerkte den Blick. »Wissen Sie was?« fragte er.
»Vielleicht«, sagte Bill.
»Sagen Sie es.«
»Nein, es sind Spekulationen. Mit den Namen Dr. Tod oder Asmodina können Sie doch nichts anfangen.«
Der Alte nickte. Zybbak wollte noch etwas hinzufügen, doch der Pfarrer mischte sich ein.
»Was ist das?« flüsterte er. Er schaute dabei zu Tür.
Bill, Suko und der alte Zybbak wandten ebenfalls den Blick. Und jeder von ihnen sah, wie der von innen im Schloß steckende Schlüssel herumgedreht wurde.
»Mein Gott, der Nebel ist in der Kirche«, hauchte der Geistliche.
Sofort waren Bill und Suko gespannt. Blitzschnell zog der Chinese die Dämonenpeitsche, schlug einmal einen Kreis über den Boden, und die drei Riemen rollten aus der Öffnung.
Bill holte die Beretta hervor.
»Eine Pistole?« fragte der Pfarrer. »In der Kirche?«
»Ja, sie ist mit geweihten Silberkugeln geladen.«
Der alte Zybbak wich zurück. Er zitterte am gesamten Körper, streckte den Arm aus und deutete auf einen feinen Nebelstreifen, der unter der Türritze hergedrungen war und sich wie eine Schlange über den Boden wand.
Die Männer standen einen Moment lang starr.
Was sollten sie tun? Schießen? Das hatte keinen Sinn, sie konnten mit einer Kugel keinen Nebelfetzen vernichten.
Dieses verständliche Zögern wurde dem alten Zybbak zum Verhängnis.
Blitzschnell bewegte sich der Nebelfetzen voran, erreichte den Alten, glitt daran hoch und direkt in seinen offenen Mund hinein.
Zybbak würgte.
Auf einmal schien er zu wachsen, er stellte sich auf die Zehenspitzen, seine Augen traten aus den Höhlen, und die Zähne klapperten aufeinander.
Der Pfarrer wankte zurück, während er Kreuzzeichen schlug. Er konnte das Grauen nicht fassen. Zum Glück deckte das große Taufbecken sie gegen die Blicke der übrigen Menschen. Sie bekamen nicht mit wie Zybbak plötzlich stehenblieb, den Mund aufriß und mit

veränderter Stimme zu sprechen begann.

Dumpf und hohl drang es aus seinem Mund hervor. »Ihr habt uns damals die Hilfe verweigert«, sagte er. »Und dafür werden wir uns rächen. Unser Schiff ist versunken, doch unsere Seelen haben wir dem Teufel verschworen. Sie vereinigten sich mit den Nebelgeistern, die jetzt unsere Schutzpatrone sind. Wir hatten Zeit, wir warteten, bis ein Mann kam, der sich zum Anführer unserer Rache aufschwang und der Herr des Schreckensnebels geworden ist.«

»Wer ist es?« wollte Bill wissen.

»Dr. Tod!«

Da war es heraus. Beide, Bill und Suko, konnten nicht vermeiden, daß ihnen eine Gänsehaut über den Rücken lief. Wieder einmal hatte Dr. Tod, alias Solo Morasso, seine Hand im Spiel. Er mußte von diesem Fluch erfahren haben, und dank seiner Fähigkeiten hatte er dafür gesorgt, daß der Nebel erschien.

»Ist er hier?« wollte Bill wissen.

»Er wartet auf dem Meer!«

Das muß John wissen, dachte der Reporter, doch zuvor hörte er Zybbak weiter zu.

»Wir sind da, wir kommen. Wir holen uns die Opfer. Eins nach dem anderen. Unser Kapitän, Gerard de Lorca, wird sich schrecklich rächen. Er ist unterwegs und kommt mit dem Nebel. Er wird auch in die Kirche eindringen und sie zerstören. Wir sind da. Wir sind da!« Die letzten Worte brüllte er, und sie hallten als düsteres Echo innerhalb des Kirchenschiffes wider.

Jetzt wurden auch die übrigen Menschen aufmerksam. Sie sprangen auf. Panik drohte.

»Kümmern Sie sich um die Leute!« schrie Bill dem Pfarrer zu, der sofort loslief.

Bill und Suko aber blieben bei dem alten Zybbak. Und der veränderte sich.

Seine Gesichtsfarbe löste sich buchstäblich auf. Dafür überzog ein grauer Film die Haut.

Grau wie Stein…

Aus Zybbak wurde ein Monster. Ihn hatte die Rache der Nebelgeister voll getroffen.

»Schlag zu!« schrie Bill.

Es gab keinen anderen Weg. Das sah auch Suko ein. Er hob die Dämonenpeitsche und hieb die drei Riemen gegen den steinernen Kopf des Dämonendieners.

Die Wucht des Treffers schleuderte den alten Zybbak bis gegen das Taufbecken. Er stieß sich hart den Rücken, riß seine Augen weit auf und brach langsam in die Knie. Gleichzeitig begann sich sein Kopf aufzulösen, er zerfiel zu grauer Asche, und nur der Torso blieb liegen.

Wieder ein Opfer, dachte Bill.

In der Kirche schwemmte die Angst der Menschen über. Zahlreiche Augen hatten mitbekommen, was in der Nähe des Taufbeckens geschehen war. Die mörderische Nebelpest befand sich also auch schon im Gotteshaus. Und das erschreckte die Flüchtlinge.

Der Pfarrer hatte seine Mühe und Not, die Leute zu beruhigen.

Sie wollten einfach nicht. Viele hatten sich auf die Knie geworfen, und den Kopf in den angewinkelten Armen vergraben. An den kahlen Wänden hallten die Stimmen zurück.

Suko probierte es noch einmal an der Tür. Sie war und blieb verschlossen.

»Wir müssen sie auframmen«, sagte Bill.

»Oder ein Fenster zerschießen!«

Der Reporter schüttelte den Kopf. »Dann haben wir gleich den Nebel in der Kirche.«

Langsam beruhigten sich die Menschen wieder. Sie sahen, daß sie nicht direkt angegriffen wurde, daß die erste, kleine Attacke abgeschlagen worden war.

Doch die andere folgte.

Schneller und härter, als jeder erwartet hatte.

Urplötzlich zerplatzte eine Scheibe. Die Splitter segelten in den Innenraum, knallten zu Boden und zersprangen dort in tausend kleine Scherben.

Die Köpfe aller Anwesenden zuckten herum. Zahlreiche Augenpaare richteten sich auf das Fenster, und alle sahen, wie der Nebel durch die Öffnung quoll.

Aber nicht nur der Nebel.

Auch eine halbverweste, mit Tang und Algen bedeckte Gestalt erschien am Fenster.

Eine der lebenden Leichen der Schiffsbesatzung. Ein Monster, das aussah wie eine Mumie und einen rostigen Säbel in der rechten Klaue hielt.

Gellende Schreie stachen gegen die Decke des Kirchenschiffs.

Besonders die Frauen und Kinder hatten schreckliche Angst.

Niemand wußte, wie er sich verhalten sollte.

Bis auf Bill und Suko.

Sie ahnten, daß das Finale eingeläutet worden war. Wenn sie es jetzt nicht schafften, dann war alles vorbei.

Bill Conolly rannte vor, stieß einige Menschen zur Seite und sprang auf eine Sitzbank.

Die Beretta mit den Silberkugeln hielt er in der rechten Hand.

Sein Schußwinkel war gut, und Bill zielte genau.

Das grün schillernde Monster hatte ein Bein angewinkelt und stützte sich auf dem schmalen Sims auf, um in die Kirche zu springen.

Da feuerte der Reporter.

Die geweihte Silberkugel raste aus dem Lauf und hieb mit einem trockenen Laut mitten in den Schädel der in der Fensteröffnung hockenden Bestie.

Der eine Schuß reichte.

Die Wucht schleuderte den Unheimlichen zurück, wobei er aus dem Fenstenviereck nach draußen fiel.

Bill nickte. »Das war's«, sagte er.

Die übrigen Menschen hatten staunend den Schuß und die Reaktion beobachtet. Auf einigen Gesichtern spiegelte sich Erleichterung und banges Hoffen.

Beides jedoch wurde brutal zerstört.

Denn die Kirche hatte nicht nur ein Fenster, sondern insgesamt sechs. Und die restlichen fünf Scheiben wurden innerhalb weniger Sekunden aufgestoßen.

Fünf grausame Gestalten erschienen, und sie zögerten nicht. Sie sprangen gleichzeitig in das Innere der Kirche…

***

Ich konnte es mir nicht leisten, überrascht zu sein oder Zeit zu verlieren, denn hinter mir lauerten die Gegner.

Sofort wirbelte ich wieder herum.

Höhnisches Lachen schallte mir entgegen. Lachen, das von keinem Geist ausgestoßen wurde, sondern von einer furchterregenden Gestalt, von der ich bisher nur die Umrisse sah.

Die Gestalt war größer als ich, etwa einen halben Kopf. Im ersten Moment hatte ich an Tokata, den Samurai des Satans gedacht, doch jetzt zeigte sich, daß die Gestalt zwei Arme hatte. Tokata hatte ja nur noch einen, den rechten, der andere war ihm von meinem magischen Bumerang vom Körper getrennt worden.

Die Gestalt kam nicht näher, sondern blieb stehen.

Warum?

Wollte sie mich locken?

All right, das konnte sie haben.

Ich streifte die Kette über meinen Kopf und behielt das Kreuz in der rechten Hand. Hart umklammerten meine Finger das geweihte silberne Metall.

Den rechten Arm streckte ich vor.

Der Nebel wich dort zurück, wo ihn das Kreuz berührte, so daß vor mir ein Loch entstand.

Ich ging weiter.

Mein Ziel war die unheimliche Gestalt. Dadurch, daß mich die grauweiße Suppe nicht mehr so stark behinderte, konnte ich meinen Gegner deutlicher erkennen.

Gleichzeitig hörte ich auch das Splittern von Glas, doch es drang irgendwie dumpf an meine Ohren, und ich achtete nicht weiter darauf. Der andere war wichtiger, und ich wurde das Gefühl nicht los, daß er der Anführer dieser Horde war.

Haut und Kleidung schillerten grünlich, sie waren mit einer Schicht aus Tang und Algen bedeckt. Wirklich ein Beweis dafür, daß er lange im Wasser gelegen haben mußte.

Aber warum war er den Fluten entstiegen?

Es war müßig, nach einer Antwort auf die Frage zu suchen, vielleicht fand ich sie später. Jetzt einmal mußte ich mich um ihn selbst kümmern. Er schien allein zu sein, denn ich sah keinerlei Hilfskräfte, die ihn unterstützten.

Um so besser.

Wie bei einem Roboter, so bewegte er seinen rechten Arm, und die Hand blieb auf dem Griff des Degens liegen, der an seiner linken Seite herabbaumelte.

Mit einem raschen Griff zog er den Degen aus der Scheide. Ich vernahm sogar das schleifende Geräusch, als dies geschah.

Dann kam er näher. Und er sprach mich an.

»Weiche!« klang es mir hohl entgegen. »Auch du kannst mich und meine Rache nicht aufhalten.«

Ich blieb stehen, den rechten Arm mit dem Kreuz weit ausgestreckt. »Warum willst du dich rächen?«

»Die Vorfahren dieser Menschen haben mich und mein Schiff absaufen lassen. Wir sind Franzosen, die Schande und die Schmach muß getilgt werden. Ein mächtiger Dämon hat die Nebelgeister aus den Tiefen der Verdammnis geholt, damit sie uns zur Seite stehen können, wenn sich die Rache erfüllt.«

»Wer ist der Dämon?« wollte ich wissen.

»Doktor Tod!«

Da hatte ich die Antwort. Er steckte also dahinter. Ich hätte es mir fast denken können. Wo immer Grauen und Entsetzen auftauchten, war er nicht weit. Demnach konnte man ihn für den Nebel verantwortlich machen.

Ich lachte der Gestalt ins Gesicht. »Du wirst mich nicht umbringen können, denn selbst der Nebel hat es nicht geschafft, aus mir ein Geschöpf der Hölle zu machen. Ich habe das Kreuz, das dich vernichtet, und ich stehe auf der Seite des Guten. Du wirst sterben!«

Er lachte schaurig. »Was soll's? Es macht mir nichts, denn dann wird sich mein Geist mit dem der Nebelgeister vereinigen. Der Nebel wird stärker, immer stärker. Jeder, den du getötet hast, wird als Geist in der Nebelwolke weiterhin existieren und irgendwann einmal zurückkommen. Jeder Tote stärkt den Nebel, denke daran. Schreckliche Zeiten werden anbrechen, denn der Nebel ist nicht zu

vernichten. Auch durch dich nicht, obwohl du das Kreuz trägst. Aber vielleicht gelingt es mir doch, dich zu töten.«

Ich hatte noch eine Frage. »Werden alle Menschenköpfe zu Stein, wenn sie mit dem Nebel in Berührung kommen?«

»Nein, das ist unterschiedlich. Nur am Anfang. Wenn der Nebel stärker ist, wird er wie eine schreckliche Säure wirken und den Menschen die Haut von den Knochen lösen.«

Das war hart.

Ich glaubte ihm jedes Wort, deshalb mußte ich versuchen, den Nebel zu vernichten.

Dazu kam ich nicht, denn er griff an…

***

Die geweihte Zone der Kirche konnte die fünf Gestalten nicht stoppen, denn sie wurden nicht unmittelbar mit dem Bösen konfrontiert, das heißt, man berührte sie nicht körperlich.

Bill und Suko mußten entsetzt zuschauen, wie die Wesen zu Boden sprangen. Sie konnten nicht schießen, die Gefahr, andere zu treffen, war einfach zu groß.

Ein vielstimmiger, gellender Schrei aus zahlreichen Kehlen brandete gegen die Decke und pflanzte sich als panikerfülltes Echo durch die Kirche fort.

Jetzt war das Chaos da, niemand konnte es mehr stoppen, auch der Pfarrer nicht, der wild auf die Leute einredete, jedoch überschrien wurde.

Niemand der Anwesenden wußte wohin, denn die Gestalten waren nicht nur an einer Stelle in die Kirche gesprungen, sondern gleich an mehreren.

Die ersten Bänke, obwohl im Boden befestigt, kippten um. Menschen fielen über die Trümmer, während sich die grausamen Wesen erhoben und ihre Säbel und Messer zogen.

Der Tod sollte reichliche Ernte halten.

Suko und Bill – mit ähnlichen Ereignissen schon des öfteren konfrontiert – reagierten besonnen und überlegen.

»Du rechts, ich links«, schrie der Reporter, und schon waren die Fronten abgesteckt, Suko bahnte sich seinen Weg. Er hielt die Dämonenpeitsche in der Hand, die Beretta hatte er noch in der Halfter stecken. Mit der Peitsche aber würde er ebensogut aufräumen können.

Dicht vor sich schaute er in drei angsterfüllte Frauengesichter.

Die Augen waren verdreht, die Menschen wußten nicht mehr, was sie taten. Suko wollte nicht schlagen, obwohl sie ihn behinderten, und er verschaffte sich mit zwei Schulterstößen Luft.

Dann kippte ihm eine Bank entgegen. Als sie auf den Boden schlug und einige Menschen über sie fielen, hörte er auch zwei Schüsse. Bill

hatte also schon in den Kampf eingegriffen.
Suko sah den ersten Gegner zwei Sekunden später. Um das grünlich schimmernde Wesen mit dem von Tang und Algen bedeckten Gesicht hatte sich praktisch ein Vakuum gebildet, denn der lebende Tote schlug mit seiner Waffe einen Kreis.
Schreiend waren die Menschen zurückgesprungen, niemand wollte getroffen werden.
Suko hechtete unter dem durch die Luft wischenden Degen hinweg. Er behielt die Nerven und rammte den Zombie.
Der kippte zurück. Noch bevor er den Steinboden der Kirche berührte, hatte der Chinese zugeschlagen.
Die drei magischen Riemen der Dämonenpeitsche wickelten sich um die Schulter des Untoten und rissen seinen feuchten, verfaulten Körper auf.
Sie spaltete ihn förmlich in zwei Teile. Der Untote verging. Nur die Waffe blieb liegen.
Den Degen schnappte sich der Pfarrer. Er hatte in der Nähe gestanden und Suko zugeschaut. In den Augen des Geistlichen blitzte ein wildes Feuer. Er würde die Kirche, die Gemeinde und sich verteidigen, bis zum Tod.
Suko hatte schon den zweiten Gegner angepeilt, doch Pfarrer Dempsey kam ihm zuvor. Er stieß einen wilden Schrei aus und stach der vermoderten Gestalt den Degen durch die Brust.
»Stirb!« brüllte er.
Doch der Zombie starb nicht. Im Gegenteil, er schritt weiter vor, auf den Pfarrer zu, der nicht begreifen konnte, daß so etwas möglich war, und sich einfach nicht regte.
Dann hieb der Zombie zu, obwohl der Degen in seiner Brust steckte und am Rücken sogar mit der Spitze herausgefahren war.
Suko bemerkte die Gefahr im letzten Augenblick. Er hämmerte seine Faust gegen die Schulter des Pfarrers. Der Geistliche kippte in eine Bankreihe hinein, und so traf, ihn der Hieb nicht voll, sondern riß ihm nur die Kleidung an der Schulter auf und ritzte seine Haut.
Suko aber hämmerte zu.
Diesmal traf die Peitsche den Kopf des Monsters, der sich sofort auflöste.
Ein gellender Schrei ließ ihn herumzucken. Eine Frau hatte ihn ausgestoßen. Sie stand neben einem Mann, der am Boden lag und aus zwei Wunden blutete.
Ein Zombie hatte ihn umgebracht, und er stach jetzt auch auf die Frau ein. Sie schaffte es ebenfalls nicht, auszuweichen. Suko kam nicht heran, weil andere Menschen ihm den Weg versperrten, und jetzt wandte sich die Horror-Gestalt zwei kleinen Kindern zu.
Da drehte Suko durch.

Auf der anderen Seite kämpfte Bill Conolly heldenhaft. Ein Zombie war bereits unter seinen Kugeln gestorben, und Bill hatte gesehen, wie ein heller Schemen aus dem Maul stieg und dem Fenster entgegenflatterte, wo der Nebel immer stärker in die Kirche quoll und sich langsam dem Boden entgegensenkte.

Zahlreiche Frauen hatten sich an die Wand gedrängt. Sie standen ganz in Bills Nähe. Der Reporter versuchte sie wegzuscheuchen, denn der Nebel näherte sich schnell.

»Weg!« schrie er, wobei sich seine Stimme überschlug. »Rennt zum Ausgang hin.«

Bis dorthin war der Nebel noch nicht vorgequollen.

Die Menschen liefen.

Bill sah eine grünliche Gestalt und die Klinge eines Degens, wie sie nach unten gezogen wurde.

Ein Schrei, ein Röcheln…

Die verdammten Zombies hatten wieder ein Opfer gefunden.

Bill Conolly sah eine Lücke und stürmte vor. Er mußte die Bestie kriegen, bevor sie noch mehr Unheil anrichtete.

Und der Zombie wollte weiter töten. Diesmal hatte er sich eine ältere Frau als Opfer ausgesucht. Sie wankte zurück, die Arme hatte sie halb erhoben, Todesangst verzerrte ihr Gesicht.

Das geschah etwa zwei Yards von Bill Conolly aus gesehen. Und der Reporter sprang. Er warf sich förmlich in den Schlag hinein, denn schießen konnte er nicht, weil ein Kind seinen Weg kreuzte.

Das kleine Mädchen wurde umgestoßen und schrie jämmerlich, doch es blieb am Leben.

Bill Conolly spürte einen scharfen Schmerz an der rechten Körperseite, und er wußte, daß er getroffen war. Aber er konnte noch kämpfen, gab nicht auf und riß die Hand hoch, während die ältere Frau ohnmächtig zu Boden sank.

Eine Armlänge trennte die beiden Gegner nur. Bill konnte gar nicht vorbeischießen.

Er visierte den Schädel an und schoß.

Der Kopf des Horror-Wesens fiel auseinander, während Bill zurückwankte. Er spürte, wie es naß an seiner Hüfte entlanglief. Das war sein Blut. Die Klinge hatte ihm ein Stück Haut aufgerissen.

Keuchend holte der Reporter Luft. Zwei Gegner waren es gewesen, er hatte sie geschafft.

Doch Suko hatte es mit dreien zu tun gehabt. Wie war es ihm wohl ergangen?

Der Chinese war ebenfalls mit dem Mute der Verzweiflung vorgestürmt. Er wollte und mußte die beiden Kinder retten. Sie sollten nicht unter den tödlichen Stichen des Monsters fallen.

Der Chinese stürmte wie ein Rammbock vor. Als die Bestie zustechen

wollte, war Suko heran. Er fiel ihr in den Arm und schleuderte sie so weit herum, daß sie mit dem Rücken gegen die Wand krachte und erst einmal nicht daran dachte, anzugreifen.

An der Wand stand er richtig.

Von oben nach unten drosch der Chinese mit der Peitsche zu. Die drei Riemen hieben quer über das Gesicht des Zombies und zerstörten es in Sekundenschnelle.

Fünf Untote waren es gewesen.

Jetzt gab es sie nicht mehr.

Diesmal sah Suko ebenfalls den feinen Schemen, wie er aus dem Körper stieg und sich mit den Nebelschwaden vereinigte.

Der Nebel!

Er bildete nach wie vor eine Gefahr und drängte immer stärker durch die offenen Fenster in die Kirche.

Die Menschen hatten eine kleine Galgenfrist, denn es dauerte, bis die Schwaden nach unten krochen.

Bills brauner Schopf tauchte auf, und Suko schrie den Namen des Reporters.

»Alles klar«, antwortete Bill.

»Wir müssen nach hinten!« brüllte Suko.

Jetzt half ihm wieder der Pfarrer. Er, Suko und Bill scheuchten die Menschen in den rückwärtigen Teil der Kirche, wo sie dicht zusammengedrängt stehenblieben.

Die meisten hatten die Hände gefaltet.

Auch der Geistliche. Mit lauter Stimme betete er vor, während seine Blicke auf den noch immer durch die Fenster quellenden Nebel gerichtet waren.

Auch Suko und Bill schauten dorthin. Der Reporter verzog hin und wieder das Gesicht.

Suko fiel das auf. »Ist was?«

»Nur eine Schramme.«

Die Schramme war so groß, daß das Blut sogar zu Boden tropfte und eine makabere Spur hinterließ.

»Und so begeben wir uns in den Schutz unseres Herrn«, betete der Pfarrer. »Denn er ist unser Hirte, er wird uns leiten, und nur er allein weiß, welche Pflichten und Strafen er uns auferlegt hat…«

Diese Worte klangen laut durch das gewaltige Kirchenschiff. Jeder hörte sie, aber jeder schaute auch auf den Nebel, der in immer dickeren Schwaden durch die fünf Fenster kroch…

***

Ich sah die Spitze des Degens dicht vor meinem Gesicht aufblitzen, wartete bis zum letzten Augenblick und tauchte zur Seite.

An meiner Schulter rasierten die Klinge und der untote Kapitän

vorbei. Ich wollte es mir leicht machen und gleichzeitig mit dem Kreuz zuschlagen, doch irgendwie knickte ich um und verlor das Gleichgewicht.

Mist!

Bevor ich meine Balance wiedergefunden hatte, kreiselte der Untote bereits auf dem Absatz herum und setzte zu einem zweiten Angriff an.

Diesmal reagierte ich anders. Wirkungsvoller, aber auch spektakulärer. Ich schleuderte mein Kreuz samt Kette dem Untoten entgegen, und ich warf die Kette so raffiniert, daß sie sich gedankenschnell um den Degen wickelte und daran hochrollte.

Der Kapitän schrie auf. Er sah das Unheil, konnte es aber nicht mehr aufhalten.

Die Kette wickelte sich um seine Hand, die geweihte Kraft berührte ihn, und die gesamte, konzentrierte Macht der Weißen Magie kam über ihn wie der rächende Geist eines Titanen.

Ein Blitz, hell wie die Sonne, platzte plötzlich vor meinen Augen auf und umloderte den Zombie. Er riß ihn förmlich auseinander. In den verwehenden Schrei puffte eine gewaltige Wolke aus Staub und Körperteilen hoch, welche sich noch in der Luft auflösten.

Dann gab es ihn nicht mehr.

Nur das Kreuz lag am Boden.

Ich hob es auf.

Jetzt mußte ich in die Kirche, denn was ich von dort gehört hatte, war schrecklich genug gewesen.

Auf halbem Weg stoppte ich.

Etwas Unerklärliches geschah.

Der Nebel zog sich zurück.

Ja, er löste sich auf.

Schneller, viel schneller, als er gekommen war, wanderte er wieder in Richtung Meer, als würden gewaltige Hände ihn voranschieben. Er wallte der Küste entgegen, zog sich aus der Kirche zurück, und schon bald war der Platz wieder frei.

Ich hörte die Jubelschreie, und im nächsten Augenblick wurde die Tür der Kirche aufgestoßen.

Unter den ersten, die das Gotteshaus verließen, waren Bill, Suko und der Pfarrer.

»John«, schrie der Reporter, »wie hast du das geschafft?«

Wie hatte ich das geschafft? Ich wußte es selbst nicht.

Das sagte ich auch Bill.

»Auf jeden Fall ist der Nebel weg«, lächelte Suko und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

Die meisten Menschen waren vor der Kirche auf die Knie gesunken und murmelten Dankgebete. Auch der Pfarrer betete laut vor.

Ich konnte die Menschen verstehen, doch richtig glücklich war ich

nicht.

Als ich sah, daß Suko Bill stützte, wurde ich aufmerksam und sah seine Verletzung.

Bill lächelte. »Nur ein Kratzer.«

Das nahm ich ihm nicht ab. »Sage gleich dem Sanitäter Bescheid«, forderte ich ihn auf.

Dann ließ ich die anderen stehen und schritt mutterseelenallein dem Hafen zu.

Die Schiffe waren wieder zu sehen. Als hätte es den Nebel nie gegeben, doch ich entdeckte ihn noch.

Weit draußen auf dem Meer hatte er sich zu einer viel dichteren Wolke zusammengeballt. Er hatte Verstärkung bekommen, andere Seelen waren ihm zugeführt worden.

Nein, der war noch nicht verschwunden.

Inzwischen fiel die Dämmerung über das Land. Im letzten Licht des schwindenden Tages konnte ich noch die Konturen eines Bootes innerhalb der Nebelwolke ausmachen.

Es war ein ziemlich großes Boot, auch geschaffen für eine Reise über das Meer.

Befanden sich dort meine Gegner? Wie Dr. Tod, Tokata, Mr. Mondo, Lady X und auch Lupina, die Werwölfin?

Es war anzunehmen. Mir war klar, daß Dr. Tod es nicht bei einer Attacke belassen würde. Er, der Mensch-Dämon, würde den Nebel weiterhin einsetzen, das hier konnte sicherlich nur als Test gewertet werden, denn nun hatte der Nebel noch mehr Kraft bekommen.

Es waren düstere Perspektiven, die sich mir boten, und der graue Himmel mit seinen wuchtigen Wolken paßte sich meiner Stimmung an.

Ich wartete am Kai, bis der Nebel verschwunden war. Er trieb nach Westen, weiter hinaus auf die See.

Welches Unheil würde er wieder anstellen?

In Gedanken versunken ging ich zurück. Die Freunde kamen mir schon entgegen.

»Nun?« fragte Bill, dessen Hüfte verpflastert war.

»Er ist weg.«

»Ganz?«

»Ja, man kann ihn nicht mehr sehen.«

»Trotzdem müssen wir bereit sein.«

»Das werden wir auch«, erwiderte ich und nickte entschlossen.

»Noch hat Dr. Tod nicht gewonnen.«

Gemeinsam gingen wir zurück ins Dorf, wo uns Glockenklang empfing. Diesmal hell und freundlich. Ein Fluch war genommen. Er hatte Opfer gekostet, doch die meisten Menschen hatten überlebt.

Und das war am wichtigsten…

ENDE